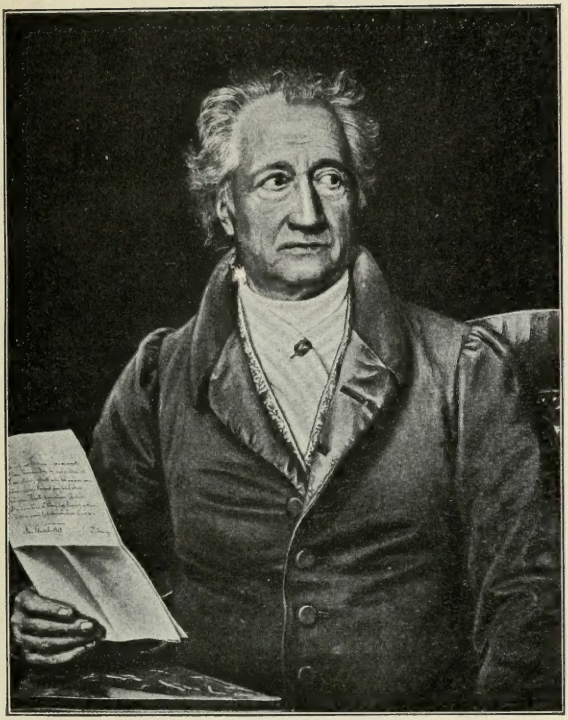
Goethe-Briefe

Auswahl in 2 Bänden von

Wilhelm Bode

Band 2

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



Goethe 1828

Nach dem Gemälde von J. Stieler

Hausbücherei

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung

Neunzehnter Band

Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1906

LG
G599bBo

Goethes Briefe

in kleiner Auswahl

Zweiter Band
1788 – 1832

Herausgegeben und biographisch erläutert von Dr. Wilhelm Bode.

Mit einem Bildnis Goethes von J. Stieler.

E4933
6/12/07

Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1906

Alle Rechte
vorbehalten

Inhalt beider Bände.

I. Band. Erſte Lebenshälfte. 1749—1788.
II. Band. Zweite Lebenshälfte. 1788—1832.

Briefe an Seite:

Beethoven, Ludwig van . . . . . II, 154
Behriſch, E. W. . . . . I, 27—37
Beulwitz, F. A. v. . . . . II, 30
Bernstorff, Gräfin Auguſte, geb. Gräfin Stolberg . . . . . I, 53—57, 66, II, 58
Boiſſerée, Sulpiz . . . . . II, 165—169
Brion, Friederike . . . . . I, 44
Buff, Charlotte, ſ. Keſtner.
Buri, Yſenburg v. . . . . I, 16
Bürger, Gottfried Auguſt . . . . . I, 105
Carlyle, Thomas . . . . . II, 182—188
Eichſtädt . . . . . II, 113—117
Fahlmer, Johanna . . . . . I, 60—62
Goethe, Eliſabeth . . . I, 19, 63, 64, 119—122, 149
Goethe, Kornelia . . . . . I, 20
Goethe, Chriſtiane v., geb. Vulpius . . . II, 38—48
Goethe, Auguſt v. . . . . II, 49—51
Herder, J. G. und Frau . . . I, 104, 150, II, 65
Herder, Auguſt . . . . . II, 67
Humboldt, Wilhelm v. . . . . II, 189—197
Jakobi, Friedrich H. . . . . II, 61—64
Karl Auguſt, ſ. Sachſen-Weimar-Eiſenach.
Keſtner und Frau, geb. Buff . . . I, 48—52, 88—92
Klopſtock . . . . . I, 72

Seite:
Knebel, Karl Ludwig v. . . . . I, 78—86, II, 72—79
Krafft, Joh. Friedr. . . . . I, 110—118
Lavater . . . . . I, 93—103
Levetzow, Frau v. . . . . II, 53
Meyer, Heinrich . . . . . II, 80—87
Moors, K. W. L. . . . . I, 26
Müller, Friedrich (Maler) . . . . . I, 107
Oeser, Friederike . . . . . I, 38, 42
Reichardt, J. F. . . . . II, 152
Reinhard, Graf K. Fr. . . . . II, 156—164
Riese, J. J. . . . . I, 23
Sachsen-Weimar-Eisenach, Karl August, Herzog, später Großherzog zu, I, 74—77, 87, 148, 151, 161—169, II, 10, 11, 20
Schiller . . . . . II, 88—112
Schönkopf, Käthchen . . . . . I, 41
Schöpke, Adalbert . . . . . II, 181
Schubarth, Karl Ernst . . . . . II, 171—176
Seidel, Philipp . . . . . I, 159—160
Stein, Charlotte v. . . . I, 126—145, 152—158, II, 56
Stolberg, Gräfin Auguste, s. Bernstorff.
Voigt, Ch. G. v. . . . . II, 12—20
Voigts, Jenny v., geb. Möser . . . . . I, 123
Vulpius, Christiane, s. Goethe.
Weimar, Freundeskreis in . . . . . I, 146
Wieland . . . . . II, 69—71
Wolff, Sabine, geb. Schropp . . . . . II, 170
Zauper, Jos. Stanisl. . . . . II, 176—180
Zelter, Karl Friedrich . . . . . II, 118—151

Goethes Briefe
in kleiner Auswahl

Zweite Lebenshälfte
1788–1832

Vor der Fahrt nach Italien hatte Goethe elf Jahre in Weimar zugebracht; nach der Rückkehr erlebte er dort noch die 44 Jahre vom 18. Juni 1788 bis zu seinem Tode am 22. März 1832. Allerdings war er in diesen Jahren recht häufig abwesend; er liebte es, in einiger Entfernung von der eigenen und der fürstlichen Familie in Jena zu arbeiten; er unternahm Reisen in die alte Heimat am Rhein und am Main (1792, 1797, 1814, 1815) fuhr auch noch einmal in die Schweiz (1797) und nach Venedig (1790), sogar an Manövern (Schlesien 1790) und Feldzügen (in Frankreich 1792, Belagerung von Mainz 1793) nahm er als Begleiter seines Fürsten teil. Fast jeden Sommer verbrachte er einige Wochen oder Monate in einem der damaligen Badeorte; in der Nähe hatte er Tennstädt, Lauchstädt, Berka, auch die entfernteren und berühmteren Kurorte Pyrmont und Wiesbaden suchte er auf, am heimischsten aber wurde er in Böhmen: in Karlsbad, Marienbad und Teplitz.

Diesen Reisen und Nebenwohnungen verdanken wir es, daß Goethe auch an seine Ortsgenossen viele Briefe gerichtet hat.

Dem Berufe nach war er eine Art Ehren-Minister. Er hatte unter den weimarischen Beamten den ersten Rang, wurde seit 1804 „Se. Exzellenz" genannt, 1816 wurde er erster Staatsminister des neuen Großherzogtums, und sein Gehalt stieg nun von 1600 auf 3000 Taler. Aber es lag ihm in der Regel nichts weiter ob als die Leitung einiger Anstalten für Kunst und Wissenschaft, die ihm nur zeitweilig,

wenn größere Veränderungen vor sich gingen, viel zu schaffen machten. Es waren die Bibliotheken zu Weimar und Jena, einige gelehrte Anstalten der Akademie zu Jena, die Zeichenschulen zu Weimar und Eisenach, die Kunstsammlungen und Kunstausstellungen in Weimar. Dazu kam allerdings in den Jahren 1791—1817 noch eine recht schwierige und nicht selten verdrießliche Aufgabe: die Oberleitung des herzoglichen Theaters, das er zu einer Musterbühne zu machen bemüht war; für die Hebung des Schauspielerstandes tat er viel, und durch die Stücke, die er zuerst aufführen ließ, besonders durch Schillers Wallenstein, Tell, Maria Stuart usw. wurde in wenigen Jahren der deutsche Schatz an Bühnenstücken bereichert wie nie zuvor.

In die eigentlichen Staatsgeschäfte griff Goethe nicht ein; wo er seinen Rat nicht verweigern durfte, spendete er zumeist philosophische Betrachtungen und überließ es dem Landesherrn und den verantwortlichen Beamten, wie weit sie sich danach richten wollten. Solche Äußerungen richtete er an seinen Minister-Kollegen Ch. G. v. Voigt oder an seinen Fürsten. Hier einige Beispiele:

An Herzog Karl August.

Weimar, den 12. Mai 1789.

Eine meiner vorzüglichen Sorgen ist Herders Schicksal. Sie werden mir erlauben, daß ich einmal gelegentlich über diesen Fall und verwandte Fälle ein Wort aus dem Herzen sage.

Es wird einem Fürsten, der so mancherlei Mittel in Händen hat, leicht, das Glück von manchem, besonders der Nächsten, zu machen, wenn er es wie eine Baumschule behandelt, nach und nach immer so fort wenig, aber das Wenige zur rechten Zeit

tut. So kann der Menſch, dem nachgeholfen wird, von ſich ſelber wachſen. Und am Ende von allem, was unterſcheidet den Mächtigen, als daß er das Schickſal der Seinigen macht, es bequem, mannigfaltig und im großen machen kann, anſtatt daß ein Partikulier ſein ganz Leben ſich durchdrücken muß, um ein paar Kinder oder Verwandte in einige Aiſance zu verſetzen.

An Herzog Karl Auguſt.

Weimar, den 19. Februar 1789.

Es iſt im Werke, daß man dem Seiler Wächter neben der Buchholzen die Erlaubnis, Schläuche zu verfertigen, geben will. Wir fürchten beide, es werde die Operation dem Gewerbe mehr ſchaden als nutzen. Es iſt nicht ſo ausgebreitet, daß mehrere Perſonen mit entſchiedenem Vorteil ſich darin ſollten teilen können. Die Konkurrenz wird geringere Preiſe erzwingen, die Fremden werden davon profitieren, und die Ware wird wahrſcheinlich geringer, und beide reiben ſich auf. Die Buchholz iſt betriebſam und verdient wohl, daß man auf ihre Erhaltung denke und ihr einigen Vorteil gönne; um ſo mehr, als ſie nicht ſchuldenfrei, ja der Kriegskaſſe noch 700 ſchuldig iſt, die ſie richtig verintereſſiert und nach und nach abzutragen ſucht. Käme ſie zurück, ſo bliebe nichts übrig, als ihr väterlich Haus anzuſchlagen und eine Perſon zu Grunde zu richten, die ſich bisher wacker gehalten hat und deren Unter-

nehmungen eine Folge und Glück hatten. Ich will nicht wie Andre behaupten, daß es eine Privatabsicht des Majors Germar sei, mit dem sie sich von Anfang her nicht vertragen hat. Etwas Menschliches kann aber doch dabei zum Grunde liegen. Der Präsident und ich denken überein und bitten nur, daß Sie es nochmals überlegen möchten! Es ist mir unbekannt, was man für die Teilung des Gewerbes angeführt hat.

An Voigt.

Frankfurt, den 17. August 1797.

Die hiesige Stadt mit ihrer Beweglichkeit und den Schauspielen verschiedener Art, die sich täglich erneuern, sowie die mannigfaltige Gesellschaft, geben eine gar gute und angenehme Unterhaltung. Ein jeder hat zu erzählen, wie es ihm in jenen gefährlichen und kritischen Tagen [der Beschießung und Eroberung durch die Franzosen 1796] ergangen; wobei denn manche lustige und abenteuerliche Geschichten vorkommen. Am liebsten aber höre ich diejenigen Personen sprechen, die, ihrer Geschäfte und Verhältnisse wegen, viele der Hauptpersonen des gegenwärtigen Kriegsdramas kennen gelernt, auch besonders mit den Franzosen mancherlei zu schaffen gehabt haben und das Betragen dieses sonderbaren Volkes von mehr als einer Seite kennen lernten. Einige Details und Resultate verdienen aufgezeichnet zu werden.

Der Franzos ist nicht einen Augenblick still. Er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt und in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt, als sich darin befinden, anstatt daß der Österreicher still, ruhig und ohne Äußerung irgend einer Leidenschaft gerade vor sich hinlebt. Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig; sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich alsdann manches, um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen. Weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich gleich als bons enfants und setzen sehr viel Unart oder Brutalität fort. Dagegen erzählt man von ihnen manche Erpressungsgeschichten unter allerlei Vorwänden, wovon verschiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Kavallerie gelegen, beim Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahlen solle. Als man sich dessen geweigert, so setzten sie so viel Wagen in Requisition, als nötig sei, um diesen Mist nach Frankreich zu führen: da man sich denn natürlich entschloß, lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen. An einigen andern Orten behauptet man: der abreisende General lasse sich jederzeit bestehlen, um wegen Ersatz des Verlustes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können. Bei einer Mahlzeit sind ihre Forderungen so bestimmt und umständlich, daß sogar die Zahnstocher nicht vergessen werden.

Besonders ist jetzt der gemeine Mann sehr auf's Geld begierig, weil er keins erhält, ob er gleich genährt wird, und er sucht daher auch von seiner Seite etwas mit Façon zu erpressen und zu erschleichen. So hält z. E. auf dem Wege nach den Bädern jede ausgestellte Post die Reisenden an, untersucht die Pässe und ersinnt alle erdenklichen Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trinkgeld gar leicht hebt. Man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und sich mit ihnen herumdisputieren will, endlich ohne Geld durch. Als Einquartierung in der Stadt haben sie sowohl das erste als zweite Mal gutes Lob; dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder oder wahre Naturmenschen alles, was sie sahen, zu haben wünschten.

In den Kanzleien ihrer Generäle wird die große Ordnung und Tätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung aller nach einem Zweck. Ihre Generäle, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebenen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben das Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bei Leuten, die so oft Gelegenheit hätten, sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nötig sei. Zu Wiesbaden forderte ein Trierischer Offizier einen französischen General heraus; dieser ließ ihn sogleich arretieren und über die Grenze bringen.

Aus dieſen wenigen Zügen läßt ſich doch gleich überſehen, daß in Armeen von dieſer Art eine ganz eigene Energie und eine ſonderbare Kraft wirken müſſe und daß eine ſolche Nation in mehr als einem Sinne fürchterlich ſei.

An Voigt.

(Über die Berufung des Philoſophen Schelling nach Jena.)

Weimar, den 27. Februar 1816.

Die mir gefällig mitgeteilten Akten habe mit Aufmerkſamkeit und Anteil geleſen, wovon Ew. Exzellenz gewiß überzeugt ſind, da ich den vorzüglichen Mann, von dem die Rede iſt, von ſeiner erſten Ankunft an genau kenne und ihm von der „Weltſeele“ bis zu den „Kabiren“ getreulich gefolgt bin, auch ihm gar manches, was ich mir zueignen konnte, verdanke. Seine Perſönlichkeit, Weſen, Eigentümlichkeit, Charakter, Geſinnungen durchaus zu kennen will ich mir nicht anmaßen, um ſo weniger, als ich bis auf die letzten Tage mit ihm in den beſten Verhältniſſen geſtanden habe und ſtehe. Er hat mir immer die beſte Seite gezeigt.

Wie aber vor einiger Zeit die Rede davon war, dieſen bedeutenden Mann nach Jena zu verſetzen, ſo dachte ich bei mir im ſtillen darüber nach und hielt es für einen ſehr bedenklichen Schritt. Gewohnt aber, mich in meine engen Kreiſe zu ſchließen, äußerte ich gegen niemanden, auch nicht gegen Ew. Exzellenz, wie dieſelben mir bezeugen können, das mindeſte.

Jetzt aber seh ich aus den mir geneigt mitgeteilten Papieren, wie die Angelegenheit stehe und wie weit sie gediehen sei. Ich erfahre, daß zwei entgegengesetzte Meinungen, die eine gegen, die andere für die Anstellung, obwalten, deren Gründe ich mir beiderseits deutlich zu machen suchte.

Diese Gründe, wie sie vorliegen, gegeneinander abzuwägen, möchte ich mich nicht vermessen. Gewohnt, an mich selbst zu denken und mich zu prüfen, fühle ich mich von den Banden höheren Alters befangen. Denn nicht allein körperliche Kühnheit will dem Alter selten geziemen: auch geistige Kühnheit steht ihm nicht wohl. Wenn der Jüngere fehlt, so verbindet er sich deshalb zu büßen und, wenn er tüchtig ist, den Fehler wieder gut zu machen; der Ältere fürchtet, die Folge seines Irrtums seinen Nachfolgern zu überliefern, deren Vorwürfe er sich, als ein lang Erfahrener, schon selbst artikulieren kann.

Verzeihung deshalb, wenn ich, käme mir eine Stimme zu, auf die verneinende Seite träte. Hier sind die Gründe aus der Gegenwart, dem Zustand, der Erfahrung, der Beschränkung genommen, welche doch jederzeit dem Geschäftsmann, [= Beamten] höchst ehrwürdig sein sollten, und so sind sie mir aus dem Verstande geschrieben, ebenso wie die der bejahenden Seite aus dem Herzen: denn wir alle hoffen und wünschen ja, daß es anders, besser, vorzüglicher werden solle.

Und warum sollten wir einen Anlaß nicht ergreifen, hierzu mitzuwirken, wenn wir zu sehen glauben, daß ein Mittel dazu dargereicht werde?

Wie sehr wünscht ich jedoch, daß man in einem so wichtigen Falle sorglich in Bedacht nähme, daß eine Idee, die wir zu realisieren gedenken, sogleich empirisch wird, daß die Akademie Jena etwas Wirkliches und der Mann, den wir berufen, auch ein wirklicher ist. Wer darf sagen: ich kenne ihn auf den Grad, daß ich ihn mit Zuverlässigkeit zu dieser hohen Stelle wählen darf? Denn, wie die Sache steht, so ist er ganz entschieden der Herr der Universität Jena: durch die große Begünstigung an Stelle, Rang, Besoldung, Pension, Einfluß in zwei Fakultäten, ja in alle. Er erhält das Recht, das große Vertrauen, das man in ihn setzt, fernerhin zu fordern, und dieses um so dringender, als man ihn aus einem Zustande herausruft, der, nach meiner Einsicht, der einzige ist, in welchem er gedeihen kann und aus dem er nicht herausgehen sollte, wenn er sich selbst und die Welt mehr kennte.

Hätte er mich als alter Freund in diesem Falle gefragt, ich würde geantwortet haben: hast du von unserm alten Herrn und Meister Benedikt Spinoza nicht so viel gelernt, daß wir und unseresgleichen bloß im stillen gedeihen? Hätte der Kurfürst von der Pfalz diesem klugen Juden auch völlige Lehrfreiheit in Heidelberg zugesagt, so hätte der Ver-

faſſer des Tractatus theologicopoliticus geantwortet: Ew. Durchlaucht, das können Sie nicht, denn Lehrfreiheit gegen das Beſtehende kann nur dazu führen, daß ich entweder Ihren ſanktionierten Zuſtand umwerfe oder daß ich daraus mit Schimpf und Schande vertrieben werde.

Zöge man Benedikten bei uns zu Rat und legte ihm die Akten vor, ſo würde er uns das Beiſpiel von Fichten anführen, den wir mit ähnlicher Kühnheit, als jetzt obwaltet, eingeſetzt, doch zuletzt nicht halten konnten.

Wenn ich auch, ohne mein redliches Votum durch beſondere Gründe zu motivieren, mich auf die verneinende Seite, bloß als ſtimmgebend, inſofern es mir zukäme, gewiſſenhaft zu wenden fortfahre, ſo ſei es mir erlaubt zu ſagen, daß dieſe Kühnheit, wenn man es ſo nennen will, auf einer vierzigjährigen Praxis ruht und auf einer bis auf die letzten Zeiten fortgeſetzten Beobachtung literariſch-moraliſch-politiſcher Zuſtände. Wollte man die Akademie Jena wahrhaft neu fundieren, ſo müßte es nicht auf die früher von uns ſchon einmal verſuchte Weiſe geſchehen, ſie auf revolutionäre Wege zu ſtoßen. Sondern ſie auf die reine Höhe der Kunſt und Wiſſenſchaft, auf welche gewiß Europa jetzt gelangt iſt, zu ſtellen, zu erhalten und zu ſanktionieren.

Um aber zu dem Geſagten mich noch einigermaßen näher zu legitimieren, bemerke ich nur folgendes; denn gar manches, was mir bekannt iſt,

gehört nicht zu den Akten und sind Geheimnisse, die der einzelne wohl zu verwahren hat, zu eigenem Gebrauch und Beratung.

Also nur einige Fragen: Weiß man denn, ob er katholisch ist? Wäre er es und erklärte er es nach eingegangener Bestätigung seiner Annahme, könnte man zurücktreten und könnte man einem katholisierenden Philosophen über Religion zu dogmatisieren erlauben? Hätte er seine Stelle angetreten, selbst jetzt noch Protestant, und er ging zur katholischen Konfession über: was könnte man dann tun? Und wenn er, wie alsdann vorauszusetzen wäre, Proselyten machte, würde man ihn, wie Kaiser Alexander die Jesuiten, in einer Nacht vertreiben können?

Das alles halte ich vor meine Schuldigkeit auszusprechen, da unter den Vorwürfen, die ich mir mache, die heißesten sind, daß ich zur rechten Zeit nicht ausgesprochen habe, was ich wußte, und was für Unheil ich voraussah. Nicht alles Übel erfolgt, was man oft hypochondrisch vorzusehen glaubt; ich kenne aber noch ein hübsches Nest von Unheil, das bei dieser Gelegenheit flügg werden wird.

Es fällt mir unmöglich, bei so prägnanten Fällen, die nur einzeln zu mir gelangen, das gehörige Maß zu treffen. Mögen Ew. Exzellenz von Vorstehendem einsichtigen Gebrauch machen, ohne vielleicht die Blätter mitzuteilen. Sie werden mir gewiß persönlich verzeihen, wenn es mir komisch vorkommt, wenn wir zur dritten Säkularfeier unseres

protestantisch wahrhaft großen Gewinnes das alte überwundene Zeug nun wieder unter einer erneuten mystisch-pantheistischen, abstrus-philosophischen, obgleich im stillen keineswegs zu verachtenden Form wieder eingeführt sehen sollten.

Die Berufung Schellings unterblieb. Einige bereits angestellte Professoren machten der weimarischen Regierung wegen ihrer politischen Agitationen viel zu schaffen; der liberale Großherzog hätte zwar viel demokratisches und großdeutsches Wesen geduldet, aber die reaktionären Regierungen der größeren deutschen Staaten verlangten von ihm, daß Jena nicht auch fernerhin Mittelpunkt und Erziehungsstätte der Unzufriedenen bleibe. Der Naturforscher Lorenz Oken gewährte in seiner wissenschaftlichen Zeitschrift „Isis" politischen Aufsätzen Aufnahme, die sonst nirgends hätten gedruckt werden dürfen; namentlich aber hatte er die Undankbarkeit, die neue weimarische Verfassung zu tadeln, während er hätte anerkennen sollen, daß der Großherzog der erste deutsche Fürst war, der eine Verfassung gab und Preßfreiheit gewährte. Als die Polizeibehörde über die „Isis" Beschwerde erhob, gab Goethe auf Verlangen folgendes Gutachten.

An Großherzog Karl August.

Weimar, den 7. November 1816.

Ew. Königlichen Hoheit

gnädigste Befehle so schnell und genau, als in meinen Kräften steht, auszuführen, habe ich jederzeit für meine erste Pflicht gehalten. Nur diesmal, gesteh ich, überfiel mich ein Zaudern, als Höchstdieselben meine Gedanken über die Zeitschrift Isis vorzulegen befahlen.

Ich überwinde jedoch alle Bedenklichkeit, und nachstehendes wird Höchstdieselben überzeugen, daß ich Ursache hatte, mit Besorgnis ans Werk zu gehen.

Manchem dürfte bei Betrachtung der Akten wünschenswert deuchten, daß man sogleich beim Erscheinen der Ankündigung von Polizei wegen das Blatt verboten hätte, wie denn dieser Behörde ganz ohne Frage in einem solchen Falle aus eigener Autorität zu verfahren zusteht, wie ein erfahrenes und geprüftes Mitglied derselben fol. 36 unbewunden ausspricht. Da es aber nicht geschehen, sondern von gedachtem Blatte schon mehrere Nummern ausgegeben worden, so hat man dabei den traurigen Vorteil, zu sehen, wie ungehinderte Verwogenheit täglich wächst und ihre grenzenlose Natur offenbart.

Beiliegende Akten enthalten die Blätter, welche künftigen Geschäftsmännern notwendig als ein Greuel erscheinen müssen. Der würdige Vorsitzende der Landesdirektion hat in seinem Vortrag fol. 1—5 mit Klarheit und Mäßigung den Unfug vorgestellt und dadurch mehrere vorzügliche Geschäftsmänner in den Stand gesetzt, die Lage zu beurteilen und ihr Gutachten, wie dem Übel gesteuert werden könne, vorzulegen. Dieses ist geschehen und sie sind in der Sache vollkommen einig. Ihre Vorschläge gehen dahin, man solle

1. dem Herausgeber seine Ungebühr mündlich oder schriftlich verweisen und ihn

2. bedrohen, daß bei erneuerten Ausfällen auf einzelne Personen oder ganze Stände sein Blatt sogleich verboten werden solle.

Hierzu fügen sie

3. den Vorschlag, daß man den Fiskal [Staatsanwalt] gegen ihn aufregen und auf dem Wege Rechtens den bisher Beleidigten Genugtuung verschaffen möge.

Hierüber aber meine Meinung zu eröffnen, finde ich mich in großer Verlegenheit; denn so bedeutend und kräftig auch diese Maßregeln scheinen möchten, so bin ich doch genötigt, auszusprechen, daß sie mir eher geeignet scheinen, das Übel zu vermehren, als demselben Einhalt zu tun. Ich will die mir vorschwebenden möglichen Folgen gedachter Schritte nicht verhehlen.

Ad 1. Zitiert man den Herausgeber zu einem Vorhalt und er bleibt aus, wie soll man alsdann verfahren? Will man ihn durch Militär holen lassen, oder was sonst für eine Maßregel ergreifen?

Wenn er nun aber erschiene und vor der Behörde ebenso kühn und unverschämt spräche, wie er drucken läßt — und ihm fehlt es nicht an Redegabe — will man ihn dann auf die Hauptwache setzen oder ihn triumphierend ziehen lassen?

Gesetzt aber, er betrüg sich bescheiden, registrierte aber sogleich den ganzen Vorfall und ließ ihn im nächsten Stück abdrucken, mit direkter und indirekter Verspottung der Behörde, wozu ihm Druckerstöcke

und andere Narrenspossen hundertweis zu Gebote stehen: will man alsdann mit dem angedrohten Verbot vorschreiten, da die Behörde als Partei erscheint und eine ihr angetane Beleidigung ahnden muß, nachdem so viele andere Verhältnisse ungestraft preisgegeben worden?

Dasselbe kann und wird er tun, wenn man ihm schriftlich Verweis und Drohungen zugehen läßt.

Und es ist keine Seitenbetrachtung, wenn ich sage, daß ein solcher Vorhalt niemals meine Billigung hatte. In meinem Geschäftsgange fiel nur einer vor; einem andern habe ich aus der Ferne zugesehen. Vorhalt, Vorwurf, Verweis ist ein Recht des Präsidenten, des Vorgesetzten einer subalternen Masse. Wenn er menschlich ist und sein Handwerk versteht, so wird er an einzelner Anmahnung, an väterlicher und pädagogischer Bildung es nicht fehlen lassen. Will das nicht fruchten, so fordere er den Ungeschickten vor's Kollegium, bedeute ihn seiner Pflicht und bedrohe ihn mit Entlassung; das ist recht, gut und notwendig. Daß man aber dasselbige auch bei anderen Staatsdienern anwendete, war nur ein Notbehelf. Man hüte sich, in dieser Form fortzufahren, weil sie in der neueren Zeit notwendig einmal brechen muß. Man betrachte das gegenwärtige Beispiel. Der Herausgeber ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunterzumachen, ziemt sich nicht; hat er aber bei allen seinen Vorzügen neben-

her noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen, und die Sache ist mit Ehren getan.

Ad 2. Sodann will man ihn bedrohen. Auch davon kann ich keine Frucht erwarten. Würde man wohl einem Mohren bei Strafe aufgeben, sich weiß zu waschen?

Das Blatt soll mäßiger, bescheidener werden, es soll sich selbst beschränken! Man betrachte den Inhalt oder die Form dieser Flugschrift: wo soll die Beschränkung herkommen? Es umfaßt enzyklopädisch alles Denkbare und sogar das, was es scheinbar ausschließt, nimmt es beleidigend wieder auf. Die Form ist wild, frech, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältnis, ohne Geschmack in der Darstellung: wie soll diese Form sich vernünftig gestalten?

Und gibt es denn eine Grenze des Wahnsinns, der Unbescheidenheit, der Verwogenheit? Sie und ihre Geschwister und ihre Verwandte sind, ihrer Natur nach unbedingt, nicht zu belehren und nicht zu bändigen.

Und wo wäre dann der Maßstab der Gesetzlosigkeit? Man will das Blatt fortdauern lassen, und wer soll dann beurteilen, ob der Verfasser in sich gegangen, ob wirklich sein Blatt sich der Sitte, sich dem Erträglichen nähert? Fürwahr der hundertste Teil desselben ist ebenso schlimm als das Ganze, und nach der Bedrohung können mancherlei Fälle eintreten. Entweder der Herausgeber fährt auf

die bisherige Weise fort: wird man resolut genug sein, die Drohung zu erfüllen? Oder er wirft sich in die Ironie, welche von ihrem zartesten Gipfel bis zu ihrer plattesten Base hundert Formen darbietet, die Leute zu quälen, ohne daß man sich beklagen darf: wird man ihm wehren, die Druckerstöcke zu vervielfältigen, jedes Blatt mit Rebus zu schmücken, wozu er schon auf dem Wege ist? Wer wird ihn hindern, in Rätseln, Logogryphen, Scharaden seine Leidenschaft zu verhüllen, und ist es einer Behörde anständig, den Ödipus zu einer solchen Sphynx zu machen?

Und noch das Letzte und Schlimmste! Er hat den Fürsten innerhalb der Staatsverhältnisse angegriffen, wird er lange säumen, die Familienverhältnisse anzugreifen? Und wird man alsdann abermals zaudern, Einhalt zu tun, weil die griechischen Kaiser es für unwürdig gehalten haben, gegen sie gerichtete Beleidigungen zu bestrafen?

Was soll denn nun aber geschehen? — Die anfangs versäumte Maßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden.

Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot des Blattes wird das Blut auf einmal gestopft. Es ist männlicher, sich ein Bein

abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben.

Wenn ich nun durch diesen chirurgischen Schnitt die Krankheit auszurotten dringend anrate, so kann ich dagegen keineswegs rätlich finden, fiskalische Klage gegen den Herausgeber zu erheben. Hierdurch würde eine Sache, die abgetan und der Vergessenheit übergeben werden sollte, verewigt und erst recht in die Breite getreten.

Ad 3. Wie gegen den Herausgeber geklagt werden solle, ist in den Akten selbst und beiliegenden Blättern umständlich auseinander gesetzt. Wenn er nun aber die gegen ihn gerichtete Klage, mit Noten versehen, abdrucken ließ und vor Gericht erwidert: es könne niemand der Wahrheit wegen bestraft werden, er getraue sich, alles haarklein darzutun, was er habe drucken lassen? Und was kann der Fiskal dagegen tun und welches ist das Gericht, dem man eine solche Sache unterwerfen möchte? Sehen wir doch, damit auch dieses ausgesprochen sei, in Fakultäten und Dikasterien Personen von gleichem revolutionären Geiste belebt, und es wäre gar wohl möglich, daß der Herausgeber vor einem solchen Sanhedrin am Ende Recht behielt und gelobt würde.

Aber auch gesetzt, es wäre in dieser gespaltenen Zeit ein Gericht denkbar, das nach alten, unwandelbaren Gesetzen spräche: ist es denn schicklich, daß ihm ein souveräner Fürst die innersten Fragen zur

Entſcheidung vorlege, die er allein, beraten von ſeinem Miniſterium, umgeben von ſeinen Landſtänden, entſcheiden kann? Keineswegs iſt es eine Rechtsſache und darf es nicht werden.

Noch werfe ich die Frage auf: ſollte ein auswärtiger Gerichtshof wohl getadelt werden, wenn er ablehnte, in dieſer Sache zu ſprechen? Es iſt eine Polizeiſache, die nur an Ort und Stelle beurteilt und abgeurteilt werden kann.

Man laſſe das alles ruhen! Das Geſchehene iſt geſchehen, und ſelbſt das Reſultat einer rechtlichen Behandlung würde dartun, daß man zu lange nachgeſehen hat. Ich kehre daher zu meiner oben ausgeſprochenen einzigen Maßregel zurück und zwar dergeſtalt: man ignoriere den Herausgeber ganz und gar, aber man halte ſich an den Buchdrucker und verbiete dieſem bei perſönlicher Selbſtgeltung den Druck des Blattes.

Die Polizei ſei wachſam, daß nichts Ähnliches oder Schlimmeres an den Tag ſpringe. Die erſte Folge dieſes getanen Schrittes wird ſein der allgemeine Beifall aller Rechtlichen im In- und Auslande.

Noch einige Bemerkungen füge ich hinzu. Warum iſt denn in dieſer Sache das Wort Hochverrat vorgekommen? Warum konnte man nur fragen, ob es Hochverrat ſei oder nicht? — Die Antwort iſt ſehr einfach: wie ſoll das Verrat ſein, was öffentlich geſchieht?

Des Herausgebers Unternehmen ist katilinarisch, und wer hätte Lust, den Cicero zu spielen, der schlechten Dank verdiente, daß er die Stadt rettete?

Noch ein Punkt von großer Bedeutung ist zu berühren.

In den Akten und Blättern, die zu mir gekommen sind, nimmt man als etwas Bekanntes an, daß dieser Zustand auf Selbstrache hinführe. Mit Verwunderung habe ich gesehen, das man das Schreckliche eines solchen Bekenntnisses nicht zu fühlen scheint. Ich will jetzt für den Herausgeber sprechen, gegen den ich gesprochen habe. Wie ich oben eine schülerhafte Demütigung von ihm abzulehnen gedachte, so will ich jetzt die Gefahr schmählichster Behandlung von ihm ablenken. Wer steht dafür, daß die Szenen sich erneuern, die durch Schlözers Anzeigen die Welt erschreckten, aber leider über größere Greuel vergessen sind? Wasern wurde das Haupt abgeschlagen, Graf Münster mit Hetzpeitschen lederweich traktiert, und das sollte sich wiederholen? Wer will dann dem Herausgeber, der noch immer verdient, in der Wissenschaft eine glänzende Rolle zu spielen, wer will ihm zu Hilfe kommen, wenn ihn gereizte junge Leute auf's gräßlichste mißhandeln?

So eben wird mir ein ausführlicher, wohlgedachter Aufsatz mitgeteilt über die künftige Zensureinrichtung, welcher mich in der umständlich geäußerten Überzeugung noch mehr bestätigt. Denn es geht

daraus hervor, daß der Preß-Anarchie sich ein Preß-Despotismus entgegen setze, ja ich möchte sagen, daß eine weise und kräftige Diktatur sich einem solchen Unwesen entgegen stellen müsse, um dasselbe so lange zurückzudrängen, bis eine gesetzliche Zensur wieder hergestellt ist. Wie dieses zu tun sei, bedarf einer weiteren Beratung.

Gegenwärtig aber bleibt mir nur übrig, Ew. Königliche Hoheit dringend um Verzeihung zu bitten wegen meiner vielleicht zu lebhaften Äußerungen. Gewiß würde ich, wenn es die Zeit erlaubte, das Ganze nochmals durcharbeiten, und so könnte es vielleicht schicklicher und mäßiger verfaßt werden, aber es kommt hier nicht auf Stil und Schonung an. Mein einziger Wunsch ist, Ew. Königliche Hoheit und alle Wohldenkende zu überzeugen: nicht sowohl von einem Übel, das uns bedroht, sondern von einem, das uns befallen hat.

Zum Verbot der „Isis" konnte sich Karl August nicht entschließen, auch der Person Okens wollte er nach Goethes Rat nichts zu leide tun, aber Goethe behielt Recht, wenn er Unheil von diesen politischen Professoren erwartete. Das Wartburgfest 1817 und die Ermordung Kotzebues durch einen jenaischen Burschenschafter 1819 ließen die reaktionären Staaten harte Maßregeln gegen die Universität Jena ergreifen, und nun kam das Verbot der „Isis" zu spät.

Am 14. Juni 1828 starb Karl August; sein Nachfolger Karl Friedrich und dessen Gemahlin Maria Paulowna weilten gerade in Rußland, der neue Großherzog begrüßte sogleich durch ein herzliches Schreiben den alten Freund seines Vaters, der sich auf das Schloß Dornburg bei Jena zurückgezogen

hatte, um in neuer Umgebung über den Schmerz leichter hinwegzukommen. Goethe erwiderte nach seiner Art mit einer weit ausholenden Betrachtung, die er an den Generaladjutanten des neuen Herrn adressierte.

An Fr. August v. Beulwitz.

Dornburg, den 18. Juli 1828.

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! 1608.
Freudig trete herein und froh entferne dich wieder,
Ziehst Du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Da gewiß höchsten Ortes, sowie von Ew. Hochwohlgeboren gnädig und geneigt aufgenommen wird, wenn ich den Zustand, in dem ich mich befinde, rein und treu auszusprechen wage, dasjenige, was sich von selbst versteht, bescheiden ablehne und die Betrachtungen, zu denen ich aufgeregt werde, zutraulich mitteile, so eröffne mit obigen zwei lateinischen Zeilen meinen gegenwärtigen Brief. Ich fand sie als Überschrift der Hauptpforte des Dornburger neu akquirierten Schlößchens, wo mir durch höchste Nachsicht in den traurigsten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt worden.

Die Einfassung gedachter Türe selbst ist nach Weise jener Zeit architektonisch-plastisch überreich verziert und gibt, zusammen mit der Inschrift, die Überzeugung, daß vor länger als zweihundert Jahren gebildete Menschen hier gewirkt, daß ein allgemeines Wohlwollen hier zu Hause gewesen, wo-

gegen auch diese Wohnung durch so viele Kriegs- und Schreckenszeiten hindurch aufrecht bestehend erhalten worden.

Bei meiner gegenwärtigen Gemütsstimmung rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir vor: gerade ein so einladend segnendes Motto sei durch eine Reihe von mehr als fünfzig Jahren der Wahlspruch meines verewigten Herrn gewesen, welcher, auf ein groß-bedeutendes Dasein gegründet, nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war als für sich selbst, der, wie der Anordner jener Inschrift, weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte, als derjenigen, welche da zu beherbergen, mit Gunst zu verabschieden, oder vorbeigehend zu begrüßen wären. Hier schien es also, daß ich abermals bei ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigentümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer.

Die allgemeine traurige Stimmung dieser Stunde ließ mich den Wert solcher Betrachtungen doppelt fühlen und regte mich an, denenselben gleichfalls nachzugehen, als ich nach Verlauf von einigen Tagen und Nächten mich ins Freie zu wagen und die Anmut eines wahrhaften Lustortes still in mich aufzunehmen begann.

Da sah ich vor mir auf schroffer Felskante eine

Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiserlichen Pfalztagen umschließend, nicht weniger genugsame Räume zu ritterlicher Wohnung. Es ruht auf starken Mauern, zu Schutz und Trutz. Dann folgen später hinzugesellte Gebäude, haushälterischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes gewidmet.

Die Augen an sich ziehend aber steht weiter südlich auf dem solidesten Unterbau ein heiteres Lustschloß neuerer Zeit zu anständigster Hofhaltung und Genuß in günstiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das südliche Ende des steilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, dasselbe, welches mich so gastfreundlich einlud.

Auf diesem Weg nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwischenräume, einer steil abgestuften Lage gemäß, durch Terrassengänge zu einer Art von auf- und absteigendem Labyrinthe architektonisch auf das schicklichste verschränkt worden, indessen ich zugleich die sämtlichen übereinander zurückweichenden Lokalitäten auf das vollkommenste grünen und blühen sah. Weithingestreckt der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel; aufwärts an Mauergeländern üppige Reben, reich an reifenden, Genuß

zusagenden Traubenbüscheln; hoch an Spalieren sodann eine sorgsam gepflegte, sonst ausländische Pflanzenart, das Auge nächstens mit hochfarbigen, am leichten Gezweige herabspielenden Glocken zu ergötzen versprechend; ferner vollkommen geschlossengewölbte Laubwege, einige in dem lebhaftesten Flor durchaus blühender Rosen, höchlich reizend geschmückt; Blumenbeete zwischen Gesträuch aller Art.

Konnte mir aber ein erwünschteres Symbol geboten werden? Deutlicher anzeigend, wie Vorfahr und Nachfolger, einen edlen Besitz gemeinschaftlich festhaltend, pflegend und genießend, sich von Geschlecht zu Geschlecht ein anständig bequemes Wohlbefinden emsig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge bestätigten Daseins und genießenden Behagens einleiten und sichern?

Dieses mußte mir also zu einer eigenen Tröstung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervorging. Hier sprach vielmehr der Gegenstand selbst das alles aus, was ein bekümmertes Gemüt so gern vernehmen mag:

Die vernünftige Welt sei von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Tun entschieden angewiesen. Wo nun der menschliche Geist diesen hohen ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahr wird, so fühlt er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermutigt, wenn er auch zugleich gestehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieser Folge, selbst an- und abtretend,

ſo Freude als Schmerz, wie in dem Wechſel der Jahreszeiten, ſo in dem Menſchenleben, an anderen, wie an ſich ſelbſt, zu erwarten habe.

Hier aber komme ich in den Fall, nochmals mir eine fortgeſetzte Geduld zu erbitten, da der Schilderung meines gegenwärtigen Zuſtandes noch einiges Unentbehrliche hinzuzufügen wäre.

Von dieſen würdigen landesherrlichen Höhen ſehe ich ferner in einem anmutigen Tal ſo vieles, was, dem Bedürfnis des Menſchen entſprechend, weit und breit in allen Landen ſich wiederholt. Ich ſehe zu Dörfern verſammelte ländliche Wohnſitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen geſondert; einen Fluß, der ſich vielfach durch Wieſen zieht, wo eben eine reichliche Heuernte die Emſigen beſchäftigt; Wehr, Mühle, Brücke folgen aufeinander, die Wege verbinden ſich auf- und abſteigend. Gegenüber erſtrecken ſich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die ſteilen Waldungen hinan, bunt anzuſchauen nach Verſchiedenheit der Ausſaat und des Reifegrades. Büſche hie und da zerſtreut, dort zu ſchattigen Räumen zuſammengezogen. Reihenweis auch den heiterſten Anblick gewährend, ſeh ich große Anlagen von Fruchtbäumen; ſodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünſchenswertes abgehe, mehr oder weniger aufſteigende, alljährlich neu angelegte Weinberge.

Das alles zeigt ſich mir wie vor fünfzig Jahren und zwar in geſteigertem Wohlſein, wenn ſchon dieſe

Gegend von dem größten Unheil mannigfach und wiederholt heimgesucht worden. Keine Spur von Verderben ist zu sehen, schritt auch die Weltgeschichte hart auftretend gewaltsam über die Täler. Dagegen deutet alles auf eine emsig folgerechte, klüglich vermehrte Kultur eines sanft und gelassen regierten, sich durchaus mäßig verhaltenden Volkes.

Ein so geregeltes, sinniges Regiment waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns sein, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde:

„Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt."

Nun aber sei vergönnt, mich von jenen äußern und allgemeinen Dingen zu meinem Eigensten und Innersten zu wenden, wo ich denn aufrichtigst bekennen kann: daß eine gleichmäßige Folge der Gesinnungen daselbst lebendig sei, daß ich meine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiedenen nicht besser zu betätigen wüßte, als wenn ich, selbiger Weise dem verehrten Eintretenden gewidmet, alles, was noch an mir ist, diesem wie seinem hohen Hause und seinen Landen von frischem anzueignen mich ausdrücklich verpflichte.

Wogegen ich denn auch einer Erwiderung gnädig-

sten Wohlwollens, fortgesetzten ehrenden Vertrauens und milder Nachsicht mich beruhigend getrösten darf, indem ja das von Pawlowsk am 23. Juli d. J. erlassene huldverkündende Schreiben mir ein so entschieden erfreuliches, fast beschämendes Zeugnis geworden.

Wie sehr dasselbe mich erquickend aufregte, wie dankbar ich anerkennen muß, solches von der Hand eines so werten längst geschätzten, geliebten Mannes zu erhalten, hoffe ich bald mündlich mit kräftigern Worten ausdrücken zu können.

Gegenwärtig füge nur die Bitte hinzu: Ew. Hochwohlgeboren mögen sich eifrigst verwenden, daß vorstehendes, wenn auch seltsam scheinend, jedoch aus den eigensten Zuständen und treusten Gesinnungen hervorgegangen, zu ruhiger Stunde von unsern höchsten Herrschaften gnädigst nachsichtig aufgenommen werden möge.

Zu den gemeinnützigen Aufgaben Goethes in Weimar gehörte auch die Verwaltung des großen Hauses am Frauenplane, das ihm der Herzog 1794 schenkte. „Ich habe mich Ihrer Gabe würdig bewiesen", durfte er Ende 1806 an seinen Fürsten schreiben, „nämlich dadurch, daß ich es nicht zum Wohlleben, sondern zu möglicher Verbreitung von Kunst und Wissenschaft einrichtete und benutzte". Er brauchte für seine eigene Person nur einige bescheidene Räume darin; den größeren Teil betrachtete er als halb-öffentliches Museum, und Tausenden von Gästen gestattete er im Laufe der Jahre Zutritt in seine Gesellschaft, vielen von ihnen auch einen

Platz an seinem Tische. Er hatte selber die mannigfaltigsten Kenntnisse und Einblicke in Künste und Wissenschaften, und beständig ließ er sich von seinen Freunden aus der Stadt oder von auswärtigen Gästen weiter belehren, neben dem stillen Unterricht, den er täglich in seinen zahlreichen Sammlungen oder in alten und neuen Büchern nahm. Der Lernwilligste aller Deutschen, wurde er zum angesehensten Lehrer der Deutschen. Bis in ferne Länder wurde sein Haus als ein Mittelpunkt geistigen Lebens bekannt, als Arbeitsstätte der Naturforschung, Altertumswissenschaft, Ästhetik, Literatur- und Kunstgeschichte. Als in den napoleonischen Zeiten die deutsche Nation als Nation zusammenbrach und der preußische Kriegsruhm in Schande verkehrt wurde, als sich die Deutschen besinnen mußten, woran sie sich noch erfreuen und halten könnten, da richteten Viele ihre Gedanken nach Weimar und auf Goethe, den unerschüttert thronenden König des geistigen Deutschlands, dem auch Napoleon seine Bewunderung nicht versagen konnte.

Aber ein volles Glück war auch ihm nicht in seinem Hause bereitet; wir vermissen die Hausfrau gleichen Ranges. Seine Liebe zu Frau v. Stein erkaltete rasch nach der Heimkehr aus Italien; sein Herz gewann nun ein angenehmes, aber wenig gebildetes Mädchen aus einer verarmten Familie der Stadt, Christiane Vulpius. Seit dem 13. Juli 1788 lebte er mit ihr in „Gewissensehe", vor der Welt war sie seine Haushälterin; am 20. Oktober 1806, nach der Schlacht bei Jena und Plünderung von Weimar, machte er sie zur rechtmäßigen Gattin, um ihre treue Liebe zu belohnen. Sie hatte ihm am 25. Dezember 1789 einen Sohn, August, geboren, der sich zunächst zur Freude seiner Eltern entwickelte; mehrere andere Kinder starben früh. Goethe plaudert in seinen Briefen an Christiane mit ihr wie mit einem guten Kinde; einer der nachfolgenden Briefe kommt aus Frankreich, wo die deutschen Fürsten die Revolutionsarmee leicht zu besiegen wähnten.

An Chriſtiane.

Frankfurt, den 17. Auguſt 1792.

Heute habe ich Deinen Brief erhalten, meine liebe Kleine, und ſchreibe Dir nun auch, um Dir wieder einmal zu ſagen, daß ich Dich recht lieb habe und daß Du mir an allen Enden und Ecken fehlſt.

Meine Mutter habe ich wohl angetroffen und vergnügt, und meine Freunde haben mich alle gar freundlich empfangen. Es gibt hier mancherlei zu ſehen, und ich bin dieſe Tage immer auf den Beinen geblieben. Meine erſte Sorge war das Judenkrämchen, das morgen eingepackt und die nächſte Woche abgeſchickt wird. Wenn es ankommt, wirſt Du einen großen Feſttag feiern, denn ſo etwas haſt Du noch nicht erlebt. Hebe nur alles wohl auf, denn einen ſolchen Schatz findet man nicht alle Tage.

Lebe wohl. Grüße Herrn Meyer und küſſe den Kleinen. Sag ihm, der Vater komme bald wieder. Gedenke mein. Bringe das Haus hübſch in Ordnung und ſchreibe mir von Zeit zu Zeit.

An Chriſtiane.

Verdun, den 16. Oktober 1792.

Deine Briefe hab ich nun alle, mein liebes Herz; das Paket, das ſolange außenblieb, hab ich auch erhalten, und zwar in einem Augenblicke, wo ich große Langeweile hatte. Ich war recht vergnügt, ſo viel von Dir zu leſen.

Die Freude über das Judenkrämchen kann ich

mir vorstellen. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht Spielsachen für den Kleinen eingepackt und den Sohn über der Mutter vergessen habe. Er soll nun auch was haben; entweder bring ich's mit oder schicke es voraus.

Du wirst nun wohl schon wissen, daß es nicht nach Paris geht, daß wir auf dem Rückzuge sind. Vielleicht bin ich, wenn Du diesen Brief erhältst, schon wieder in Deutschland. Der Krieg geht nicht nach Wunsch, aber Dein Wunsch wird erfüllt, mich bald wieder nahe zu wissen.

Ich habe viel ausgestanden, aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich; es fehlt mir nicht das mindeste, und an Hypochondrie ist gar nicht zu denken. Du wirst einen recht muntern Freund wiederkriegen.

Du hast wohl getan, mir nichts vom Übel des Kleinen zu schreiben, bis es vorbei war. Ich wünsche Euch beide bald wieder zu sehen und Euch an mein Herz zu drücken.

Wenn ich Dir etwas schrieb, das Dich betrüben konnte, so mußt Du mir verzeihen. Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich sein würde, sie zu verlieren. Du mußt mir wohl ein bißchen Eifersucht und Sorge vergeben.

An Christiane.

Vor Mainz, den 14. Juni 1793.

Du hast recht wohl getan, an meine Mutter zu

ſchreiben; ſie wird es ja wohl leſen können. Sie iſt Dir recht gut, denn ich habe ihr erzählt, wie Du ſo brav biſt und mich ſo glücklich machſt. Ich wünſche, daß Dein Übel am Fuße bald vergehen möge; es iſt mir recht betrübt, zu wiſſen, daß Du leideſt.

Küſſe den Kleinen und halte ihn wohl; ich freue mich, Euch wieder zu ſehen. Schreibe mir auch etwas von den Gärten; ich höre gern, daß im Hauſe die Arbeit hintereinander weg geht.

Wir haben hier ein unruhiges Leben und doch herzlich langweilig mitunter. Lebe wohl! ich habe Dich über alles lieb.

An Chriſtiane.

Ilmenau, den 29. Auguſt 1795.

Es finden ſich der Geſchäfte ſo viele, daß ich wohl noch acht Tage hier bleiben muß. Ich behalte den Kleinen bei mir; er iſt ſo artig, als ſich nur denken läßt. Er hat ſchon vieles geſehen: den Schacht, das Pochwerk, die Porzellanfabrik, die Glashütte, die Mühle, worauf die Marmorkugeln zum Spiele der Kinder gemacht werden, und überall hat er etwas mitgenommen und ſpricht gar artig von den Sachen. Dann hält er ſich zu allen Leuten und iſt ſchon überall bekannt. Hier ſchickt er Dir einen weißen Pfefferkuchen, den er ſelbſt gern gegeſſen hätte. Wenn etwas an mich angekommen iſt, ſo ſchicke es mir durch Venten, der Dienstag

herausfährt. Guſtel grüßt Dich recht ſchön; er ſitzt eben auf dem Kanapee. Ich habe ihn ausgezogen, und wir ſind die beſten Freunde. Lebe wohl! Behalte uns lieb.

Im Sommer 1797 nahm Goethe ſeine Chriſtiane und ihr Söhnchen mit nach Frankfurt zu ſeiner Mutter; er blieb länger als ſie dort und fuhr von da auch noch nach Schwaben und der Schweiz.

An Chriſtiane.

Frankfurt, den 15. Auguſt 1797.

Du haſt mir ſehr viel Vergnügen gemacht, daß Du mir gleich den Tag Deiner Ankunft geſchrieben und Dein Tagebuch geſchickt haſt. Fahre ja fort, mir fleißig zu ſchreiben, damit ich wiſſe, wie es Dir geht und was bei Euch vorfällt.

Schreibe mir ja, wie das ſchwarzſeidene Kleid geraten iſt und wann Du es zum erſtenmal angehabt haſt. Sage dem guten Auguſt, daß der Säbel, den ich mitbringe, da er ſich ſo gut auf der Reiſe aufgeführt hat und gewiß auch in meiner Abweſenheit ein gutes Kind bleiben wird.

Seit Eurer Abreiſe bin ich noch einigemal ausgefahren und oft gegangen und habe noch manches gefunden, das Ihr mit Vergnügen ſehen werdet, wenn Ihr einmal wieder in dieſe Stadt kommt. Auf alle Fälle werden wir uns bequemer und auf längere Zeit einrichten können.

An das Waſſer bin ich nicht wieder gekommen

und habe in der Komödie immer nach der Loge hinauf gesehen, wo wir so vergnügt zusammen waren.

Und nun, zum Lebewohl, noch ein paar Worte von meiner Hand. Ich liebe Dich recht herzlich und einzig. Du glaubst nicht, wie ich Dich vermisse. Nur jetzt wünschte ich reicher zu sein, als ich bin, daß ich Dich und den Kleinen auf der Reise immer bei mir haben könnte. Künftig, meine Beste, wollen wir noch manchen Weg zusammen machen.

Meine Mutter hat Dich recht lieb und lobt Dich und erfreut sich des Kleinen. In acht Tagen will ich hier weggehen, denn an eine Arbeit ist nicht zu denken. Du hast selbst die Lage gesehen, und so will ich die Zeit wenigstens anwenden, um viel zu sehen. Lebe recht wohl, halte alles in Ordnung, denke an mich und behalte mich recht lieb. Eh ich weggehe, schreibe ich Dir noch einmal. Küsse das Kind.

An Christiane.

Frankfurt, den 24. August 1797.

Vor allen Dingen muß ich Dich bitten, mein liebes Kind, daß Du Dich über meine weitere Reise nicht ängstigst und Dir nicht die guten Tage verdirbst, die Du haben kannst.

Du weißt überhaupt und hast auch auf der letzten Reise gesehen, daß ich bei solchen Unternehmungen sorgfältig und vorsichtig bin. Du kannst leicht denken, daß ich mich nicht von heiler Haut in

Gefahr begeben werde, und ich kann Dir wohl gewiß versichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte das für Dich und laß die Menschen reden, was sie wollen! Du weißt ja die Art des ganzen Geschlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt, als tröstet und aufrichtet. Halte gut Haus und richte Dich so ein, daß Du mich entweder empfangen, oder auch vielleicht wieder zu mir kommen kannst.

Ich bin recht wohl zufrieden, daß Du Dir die goldnen Schnuren anschaffst und Dich recht hübsch herausputzest.

Die nächsten Briefe sind aus Böhmen, wohin er gewöhnlich allein reiste; Christiane verbrachte diese Zeit oft in Lauchstädt, als seine Berichterstatterin über die dort spielende weimarische Theatergesellschaft.

An Christiane.

Karlsbad, den 27. Juli 1807.

Da wir so unerwartet Friede haben, der sich wohl sobald noch nicht hoffen ließ, so wollen wir auf eine zwar stille und bescheidene, aber um desto gemütlichere Art unseres Lebens den nächsten Winter genießen. Richte Dich darauf ein, daß wir unsere alte Gastfreiheit fortsetzen können. Für hübsches Geschirr, Tafel und Teetisch auszuputzen, ist gesorgt. Auch bringe ich Dir eine silberne Tee- und Milchkanne mit, zu der ich zufälligerweise ohne sonderliche Kosten gekommen bin.

Daß Du mit der Theaterwelt, der alten und jungen, in Verbindung biſt und bleibſt, iſt mir ſehr angenehm. Ich weiß recht gut, daß alle Händel, die in dieſem Zirkel entſtehen, gar leicht vermieden oder wenigſtens viel ſchneller abgetan werden könnten, als gewöhnlich geſchieht. Wenn ich zurückkomme, werde ich die Sache auf meine alte Weiſe behandeln. Du kannſt alle von mir grüßen und ihnen ſagen, daß ich nur wünſche, meine Geſundheit möge auch dieſen Winter dauerhaft bleiben, damit ich mich wieder einmal recht ernſthaft und anhaltend einer Anſtalt annehmen könne, die ſo weit gediehen iſt, daß es uns denn doch nicht leicht jemand nachmachen wird.

An Chriſtiane.

Karlsbad, den 29. Mai 1808.

Noch iſt es ſehr einſam hier. Außer den bekannten Karlsbader Einwohnern habe ich faſt mit niemand geſprochen; dagegen bin ich viele Stunden des Tags unter freiem Himmel, teils mit Riemer, teils allein, und laſſe mir wohl ſein.

Da hab ich denn Zeit, allerlei zu überdenken, und da fehlt es nicht, daß ich mich Deiner und aller Liebe und Treue erinnere, die Du an mir tuſt und mir das Leben ſo bequem machſt, daß ich nach meiner Weiſe leben kann; dafür ich denn auch im ſtillen immerfort für Dich und den guten Auguſt ſorge, der uns noch viel Freude machen wird.

An Christiane.

Karlsbad, den 2. Juli 1808.

Daß sie in Weimar gegen Frau v. Stael übels von Dir gesprochen, mußt Du Dich nicht anfechten lassen. Das ist in der Welt nun einmal nicht anders. Keiner gönnt dem andern seine Vorzüge, von welcher Art sie auch seien, und da er sie ihm nicht nehmen kann, so verkleinert er oder leugnet sie oder sagt gar das Gegenteil. Genieße also, was Dir das Glück gegönnt hat und was Du Dir erworben hast, und suche Dir's zu erhalten. Wir wollen in unsrer Liebe verharren uud uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unserer Sinnesweise leben können, ohne uns um andre zu bekümmern.

An Christiane.

Karlsbad, den 19. August 1808.

Wenn die Leute Dir Deinen guten Zustand nicht gönnen und Dir ihn zu verkümmern suchen, so denke nur, daß das die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. Bekümmre Dich nur nichts drum: so heißt's auch nichts. Wie mancher Schuft macht sich jetzt ein Geschäft daraus, meine Werke zu verkleinern! Ich achte nicht drauf und arbeite fort.

Die letzten Briefe verraten, daß Christiane, die „dicke Köchin", in Weimar vielen Spöttereien und Klatschereien ausgesetzt war. Man grollte ihr, weil sie den Platz einnahm, den man nur einer vornehmsten Dame gegönnt hätte. Aber ihre Stellung verbesserte sich immer mehr; schließlich

verkehrte sogar Frau v. Stein mit ihr. Goethe durfte stets volles Vertrauen in sie setzen. Als am 13. September 1808 seine alte Mutter starb, schickte er Christiane zur Ordnung des Nachlasses nach Frankfurt. Von dort ließ er sie nach Heidelberg fahren, zu ihrem August, dem Studenten. Um diese Zeit war in Erfurt der berühmte Fürstenkongreß um die Kaiser Napoleon und Alexander versammelt.

An Christiane.

Weimar, den 16. Oktober 1808.

Endlich, mein liebes Kind, erhältst Du die Vollmacht. Du wirst mich darin als Ritter des [russischen] St. Annen-Ordens aufgeführt sehen. Der Kaiser von Frankreich hat mir auch den Orden der Ehrenlegion gegeben, und so wirst Du mich besternt und bebändert wiederfinden und mich hoffentlich wie immer lieb haben und behalten. Ich habe bei dieser Gelegenheit gesehen, daß ich viel Freunde habe, denn viele Menschen freuten sich darüber. Die schönen Kinder bei Hofe waren die artigsten, versicherten, es stünde sehr gut, und die Augelchen waren unendlich. Oft habe ich gewünscht, Du möchtest hier sein. Nun wünsche ich Dir in Deinen Angelegenheiten guten Sukzeß. Mache alles nach dem Rat der Freunde und nach Deiner Überzeugung. Alsdann besuch Heidelberg, gehe über Würzburg und Bamberg nach Hause, damit du ein wenig Welt siehst. Es ist wahr, Du hast mich zum Lachen gebracht. Was aber doch noch merkwürdiger ist, Kaiser Napoleon hat mich in der Unterredung mit

ihm zum Lachen gebracht. Er war überhaupt, auf eine zwar sehr eigne Weise, geneigt und wohlwollend gegen mich. Laß Dir nur die Zeitungen geben, damit Du das Äußere siehst, was bei uns vorgegangen ist. Gar manches vom Innern sollst Du beim Wiedersehn erfahren.

Übereile und verspäte Dich nicht. Es wird Dir alles gelingen.

An Christiane.

Weimar, den 31. Oktober 1808.

Kommst Du nach Heidelberg, so gehe nach Deiner Art sachte zu Werke. Was August wohlgetan, ist Dir das nächste; denen danke, sei freundlich und wohlgemut mit ihnen. Was sich sonst zeigt, lehne nicht ab, und schaue ringsumher. Sie hassen und verfolgen sich alle einander, wie man merkt: um nichts und wieder nichts, denn keiner will den andern leiden, ob sie gleich alle sehr bequem leben könnten, wenn alle was wären und gölten.

An Christiane.

Frankfurt, den 12. September 1815.

Von Dir wieder ein Wort zu vernehmen, war mir sehr erfreulich. Wohl hat uns beide der Sommer übel behandelt, und darin hast Du vollkommen recht, daß man sich durch äußere Gegenstände von der Betrachtung seines innern Zustandes zerstreuen müsse. Die angenehmsten Tage, die ich zubrachte, waren immer

die, wo alles so schnell zuging, daß ich nicht an mich denken konnte. Deshalb mache Dir soviel Bewegung und Veränderung, als Du kannst, in diesen schönen Tagen und denke darauf, wie wir diesen Winter abwechselnd die Tage zubringen. Etwas Musik wäre sehr wünschenswert; es ist das unschuldigste und angenehmste Bindungsmittel der Gesellschaft.

Fritz Stein versäumt zu haben, tut mir leid. Sein Brief ist gar liebreich und verständig. Suche die Mutter und übrige Frauen im guten zu erhalten. In kleinen und großen Städten, an Hof wie im Freistaat ist Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit das einzige, was leidlich durch's Leben bringt. Daß wir in Weimar sind, daß August sich in das Hofwesen so gut findet, ist unschätzbar. Wie sich das alles in diesen Paradies-Gegenden treibt und reibt, ist höchst unerquicklich. Wie sehr wünsche ich über alles das mit Dir zu sprechen!

Am 6. Juni 1816 starb Christiane. „Leugnen kann ich nicht, daß mein Zustand an die Verzweiflung grenzt," schrieb Goethe in jenen Tagen an Sulpiz Boisserée.

Von nahen Verwandten hatte er jetzt nur noch den Sohn August, der nach Vollendung seiner Studien in den weimarischen Staatsdienst getreten war, auch seinem Vater bei manchen Geschäften half. August gründete im Juni 1817 mit Ottilie v. Pogwisch eine neue Familie, an der der alte Dichter als Vater und Großvater teilnahm; die Schwiegertochter schenkte

ihm zwei Enkel und eine Enkelin: Wolfgang, Walther und Alma. Dieſe lebten bis 1883, 1885 und 1844 und hinterließen keine Nachkommen, ſo daß Goethes Geſchlecht jetzt ausgeſtorben iſt. Briefe Goethes an ſeinen Sohn ſind nicht viele erhalten; hier iſt zunächſt einer an den Studenten, dem er über das Weintrinken in feinſter Weiſe eine Ermahnung erteilt.

An Auguſt v. Goethe.

Karlsbad, den 3. Juni 1808.

Wir leben nach unſerer alten Weiſe ſtill und fleißig, in allem etwas mäßiger als vorm Jahre, beſonders auch was den Wein betrifft; wobei mir denn lieb iſt, aus Deinem Briefe zu ſehen, daß Du Dich auch vor dieſem ſo ſehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in acht nimmſt, das mehr, als man glaubt, einem beſonnenen, heitern und tätigen Leben entgegen wirkt.

Eben ſo lobe ich, daß Du nur wenige Stunden beſuchſt. Es kommt beim Studieren alles darauf an, daß man über das, was man ſich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächſt, ſo wird man entweder dumpf oder verdrießlich und kommt gar zu leicht in Verſuchung, alles abzuſchütteln.

Daß auch Deine Studien einen hiſtoriſchen Gang nehmen, iſt mir ſehr angenehm. Zu erfahren, wie die Zuſtände nach und nach auf eine irdiſch-menſchliche Weiſe herangekommen, was verloren gegangen, was geblieben, was fortwirkt, iſt ſo belehrend als

erfreulich, und die Jugend, die das Glück hat, das Vergangene auf dieſe Weiſe zu ergreifen, antizipiert das Alter und bereitet ſich ein heiteres Leben. Das Allgemeine gibt ſich auf dieſem Wege von ſelbſt: denn in dem irdiſchen Kreiſe iſt denn doch alles wiederkehrend.

Auch ohne mein Ermahnen wirſt Du fortfahren, in der Gegend Entdeckungswanderungen zu machen. Die guten akademiſchen Jahre auch in einer herrlichen Gegend und merkwürdiger Nachbarſchaft zuzubringen, iſt ein Glück, das ich nicht genoſſen habe, da ich drei Jahre in dem ſteinernen, auf der Fläche wo nicht im Sumpf, doch am Sumpfe liegenden Leipzig zubrachte. Wenn die Früchte nun hintereinander reif werden; ſo wirſt Du auch dieſer Segensfülle mit Dank genießen . . .

Sodann an den jungen weimariſchen Beamten, der nach Frankfurt abgeſandt war.

An Auguſt v. Goethe.

Weimar, den 14. Januar 1814.

Dir ſoll gleich mit umgehender Poſt die Nachricht werden, daß Dein Brieflein angekommen iſt und uns höchlich erfreut hat. Fahre ſo fort, mit heiterem Sinn auf zwei Dinge zu achten: erſtlich, wo die Menſchen hinaus wollen? und zweitens, wie ſie ſich deshalb maskieren? Zeige Dich nicht allzu behäglich, damit ſie Dir Dein Glück nicht übel nehmen. Wir gehen in unſrem Weſen fort, und zu dieſem

Gehen gehört auch das Schlittenfahren, obgleich andere ſich daraus ein Bedenken machen.

Erkundige Dich, wenn Du Zeit haſt, nach Antiquaren aller Art, beſuche ihre Läden und Zimmer und bringe mir etwas Gedeihliches wohlfeil mit. Wenn Dir etwas behagt, ſo zaudre nur nicht, denn wenn Du auch irrteſt, hat es nichts zu ſagen. Irrend lernt man.

An Auguſt v. Goethe.

Weimar, den 19. September 1816.

Ohne in den beſonderen Fall einer zu übernehmenden Bürgſchaft, den Du mir, mein lieber Sohn, vorlegteſt, einzugehen, muß ich Dir nachſtehendes zu Herzen geben.

Als mich mein ſeliger Vater einigermaßen ausſtattete, war unter anderen guten Lehren, die er mir zugleich erteilte, eine, die einem Befehl glich: daß ich bei ſeinem Leben keine Bürgſchaft eingehen und auch nach ſeinem Tode dieſe Warnung immer bedenken ſolle.

Denn, ſagte er: wenn du bares Geld haſt, ſo magſt du es einem Freunde auch ohne große Sicherheit leihen. Willſt du es verſchenken, ſo iſt auch nichts dagegen zu ſagen. Borgſt du, ſo wirſt du dich einrichten, Intereſſen zu bezahlen und das Kapital abzutragen. Verbürgſt du dich aber, ſo verſetzeſt du dich in einen unruhigen Zuſtand, der deſto peinlicher iſt, als du dich untätig, ja leidend

verhalten mußt. Niemand verbürgt sich leicht, außer wenn er glaubt, er laufe keine Gefahr. Ist aber die Verbürgung geschehen, so fühlt er sich gar bald, besonders in sorglichen Augenblicken, von einem in der Ferne sich zeigenden Übel bedroht, welches um so fürchterlicher erscheint, als er fühlt, daß er ihm nicht gewachsen sei, wenn es näher treten sollte.

Das Leben für einen Freund zu wagen wie für dich selbst, ist löblich, denn der Augenblick entscheidet. Aber dir auf unbestimmte Zeit, oder wohl gar auf's ganze Leben, Sorge zu bereiten, und deinen sichern Besitz wenigstens in der Einbildungskraft zu untergraben, ist keineswegs rätlich: denn unsere körperlichen Zustände und der Lauf der Dinge bereiten uns manche hypochondrische Stunde, und die Sorge ruft alsdann alle Gespenster hervor, die ein heiterer Tag verscheucht.

So war die Gesinnung meines Vaters, und so ist auch die meinige geblieben. Ich habe in meinem Leben viel, vielleicht mehr als billig, für Andere getan und mich und die Meinigen dabei vergessen: dies kann ich Dir ohne Ruhmredigkeit sagen, da Du manches weißt; aber ich habe mich nie verbürgt, und unter meinem Nachlaß findest Du keinen solchen Akt. Habe daher das alte Sprichwort vor Augen und gedenke mein!

August starb im Oktober 1830 zu Rom. Er hatte, wie der Vater, in Italien Heilung gesucht, freilich von dem gröberen

Leiden der Trunksucht. Seine Ehe war auch nicht glücklich gewesen, so daß sein alter Vater sich oft daheim unglücklich fühlte und auch auf den Gedanken kam, noch durch eine Wiederverheiratung eine angenehmere häusliche Gesellschaft zu gewinnen. In schönen Sommermonaten zu Karlsbad und Marienbad machte die siebzehn- und achtzehnjährige Ulrike v. Levetzow so großen Eindruck auf den alten Dichter, daß er zum letzten Male von starker Leidenschaft ergriffen wurde und das schöne Kind zur Gattin begehrte. Freilich, nur der Wissende erkennt, daß der nachfolgende Brief an die Mutter als Werbung um die Hand der Tochter gemeint ist.

An Frau v. Levetzow.

Eger, den 9. September 1823.

Indem ich von Eger abzugehen mich bereite, lege ich ein Blatt vor mich hin, greife nach der Feder und finde sogleich, wie viel zu sagen, wie wenig auszusprechen ist. Denken Sie sich, liebe, teure Freundin, die vergangenen mehreren Wochen, besonders aber die letzteren, so werden Sie jeden Tag von meiner Dankbarkeit durchwoben finden, die ich jetzt einzeln weder ausdröseln möchte noch könnte; ich schiebe daher alles Ihrem lieben Gemüte zu; das wird an meiner Stelle das Beste tun.

Und wenn ich mich nun zu der Tochter wende, so geht es mir ebenso; doch da sie selbst mit Worten nicht freigebig sein mag, so verzeiht sie mir wohl, wenn ich diesmal auch zurückhalte. Doch wenn mein Liebling (wofür zu gelten sie nun einmal nicht ablehnen kann) sich manchmal wiederholen will, was sie auswendig weiß, das heißt: das Innerste

meiner Gesinnung, so wird sie sich alles besser sagen, als ich in meinem jetzigen Zustand vermöchte. Dabei, hoff ich, wird sie nicht ableugnen, daß es eine hübsche Sache sei, geliebt zu werden, wenn auch der Freund manchmal unbequem fallen möchte.

Alle Leute berufen mich über meine gesunde Heiterkeit; ich danke jedermann zum allerschönsten; denn ich hör es gern, da es mich an alle die Heilmittel erinnert, durch die sie mir geworden ist. Sollte sie sich aufrecht erhalten, so bringe ich sie zur Quelle zurück; sollte sie sich verlieren, so weiß ich, wo ich sie wieder finden könnte.

Amelien sagen Sie das Freundlichste für den letzten Abend; ich habe nie gezweifelt, daß sie sei, wie sie sich da gezeigt hat. Sagen Sie ihr ferner: daß wenn sie (ohne im mindesten sich zu genieren) nur das Übermaß vermeiden mag, alsdann nicht leicht ein junges Frauenzimmer sich selbst, den Ihrigen, den Freunden, sowie der Gesellschaft erwünschter und angenehmer sein könnte.

Bertha, der holde Herankömmling, hat so schöne tiefe Töne in ihrem Organ; möge sie beim Vorlesen an mich denken und die Perioden, wo es sich schickt, tief anfangen, um hernach den Ausdruck in der Höhe steigern zu können.

Verzeihung! daß ich aus der Ferne den Schulmeister mache; wie gern geschäh es in der Nähe! Denn wenn ich natürliche Vorzüge, glücklich eingeleitete Bildung bemerke, so kann ich mich nicht

enthalten, mit wenigen Worten auf die nächsten Hindernisse hinzudeuten, von denen man sich oft länger als billig aufhalten läßt.

Dem Grafen Taufkirchen gönn ich alles Gute, besonders die vollständige Schatulle von ganzem Herzen; aber verzeihen kann ich ihm nicht, daß er uns, obgleich mit interessanten Geschichten, um eine Abendvorlesung gebracht hat, worauf ich mich, vielleicht mit noch jemand, besonders gefreut hatte. Möge bei solchen Übungen Ulrike meiner freundlich gedenken, sich an das Wenige, was ich bemerkt habe, mit Neigung erinnern; so wird in kurzer Zeit der Bedeutsamkeit ihres Vortrags, dem ihre natürliche Anmut soviel Gefälliges gibt, gewiß nichts abgehen.

Und so wär ich denn doch wieder in dem lieben Kreise, aus dem ich mich herauszuwinden trachtete, wieder am runden Tisch zwischen Mutter und Tochter, den Schwestern gegenüber, in häuslicher Vertraulichkeit.

Nun aber mahnt mich der Raum abzuschließen. Ein neues Blatt darf ich nicht nehmen, sonst ging es ins Unendliche fort. Danken aber muß ich noch bündig und herzlich für die Blicke, die Sie mich in Ihr früheres Leben tun ließen; ich fühle mich dadurch näher verwandt und verbunden. Auch der Tochter möcht ich noch sagen: daß ich sie immer lieber gewonnen, je mehr ich sie kennen gelernt; daß ich sie aber kenne und weiß, was ihr gefällt und mißfällt, wünscht ich ihr persönlich zu beweisen,

in Hoffnung glücklichen Gelingens. So am Ende wie am Anfang treu anhänglich.

Goethe fand daheim, bei dem Sohne, harten Widerstand, als er den Plan einer neuen Verbindung enthüllte; er fand aber auch bei Ulrike v. Levetzow nicht das Entgegenkommen, das er gewünscht hatte; sie zog vor, sein „Töchterchen" zu bleiben. Goethes Erregung endigte mit einer schweren Krankheit im Spätherbst 1823; wider Erwarten genas er, und nun konnte er mit ruhiger Freundschaft an Ulrike und die Ihrigen denken. Er sah Ulrike nicht wieder. Sie blieb unvermählt und starb erst im Spätherbst 1899, einhundertundfünfzig Jahre nach Goethes Geburt.

Blicken wir zurück auf die Mädchen und Frauen, die Goethe in jungen Jahren liebte, so sehen wir ihn noch als Greis in gelegentlichem freundlichen Verkehr mit Lotte Buff-Kestner, Lili Schönemann-v. Türkheim und Charlotte v. Stein. Sie bitten ihn um Gefälligkeiten, schicken ihm ihre Söhne und tauschen Grüße mit ihm; Lotte Kestner, die in Weimar eine Schwester hatte, besuchte ihn auch. Als Beispiel von Goethes Antworten an diese Begleiterinnen seines Lebens diene ein gedrucktes Gedicht, das er mit handschriftlicher Beigabe an Frau v. Stein schickte, als sie ihm zu seinem 76. Geburtstage Glück gewünscht hatte. (Frau v. Stein starb nach Vollendung ihres 85. Jahres am 6. Januar 1827.)

An Charlotte v. Stein.

Weimar, den 29. August 1826.

Am achtundzwanzigsten August 1826.

Des Menschen Tage sind verflochten,
Die schönsten Güter angefochten,

Es trübt sich auch der freiste Blick.
Du wandelst einsam und verdrossen,
Der Tag verschwindet ungenossen
In abgesondertem Geschick.

Wenn Freundes Antlitz dir begegnet,
So bist du gleich befreit, gesegnet,
Gemeinsam freust du dich der Tat.
Ein zweiter kommt, sich anzuschließen,
Mitwirken will er, mitgenießen,
Verdreifacht so sich Kraft und Rat.

Von äußerm Drang unangefochten,
Bleibt, Freunde, so in eins verflochten,
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beste schaffet unverdrossen!
Wohlwollen unsrer Zeitgenossen
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Beiliegendes Gedicht, meine Teuerste, sollte eigentlich schließen:

„Neigung aber und Liebe nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann."

Und so für und für!

Einen besonderen Freundschaftsdienst versuchte Gräfin Auguste v. Bernstorff, die als Gräfin Auguste Stolberg so schwärmerische Briefe von Goethe erhalten hatte. Nach vier Jahrzehnten beiderseitigen Schweigens richtete sie am

15. Oktober 1822 an den früheren Freund die Bitte, „sich selbst zu retten", nämlich zu dem orthodox-pietistischen Glauben hin, dem sie anhing. „O, ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches, Nichtgutes hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen. O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist, bitten Sie um höheren Beistand! — — — Ich will, solange ich lebe, noch recht für Sie beten; möchten Sie sich noch recht darin mit mir vereinigen! Mein Erlöser ist ja auch der Ihrige. Ob Sie wohl noch an mich dachten?" — Goethe erwiderte:

An Gräfin Auguste v. Bernstorff.

Weimar, den 17. August 1823.

Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen teuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar vieles überleben: geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig

bleiben. Alles dieſes Vorübergehende laſſen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, ſo leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein lebelang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdiſchen Treiben immer auf's Höchſte hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir alſo immerfort, ſolang es Tag für uns iſt! Für andere wird auch eine Sonne ſcheinen; ſie werden ſich an ihr hervortun, und uns indeſſen ein helleres Licht erleuchten.

Und ſo bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unſeres Vaters Reiche ſind viel Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein ſo fröhliches Anſiedeln bereitete, ſo wird drüben gewiß auch für beide geſorgt ſein. Vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angeſichtlich kennen zu lernen und uns deſto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue!

Vorſtehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geſchrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuſchicken, denn mit einer ähnlichen Äußerung hatte ich ſchon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wiſſen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, ſoll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das ſchöne Licht ſeiner Sonne zu ſchauen.

Möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!

Wenden wir uns nun den Männern zu, mit denen Goethe lange Jahre befreundet war, so begegnen uns Riese und Klinger als Freunde aus der Frankfurter Knaben- und Jünglingszeit, Jakobi und Herder als solche, die in der Studentenzeit erworben wurden. Riese, der als Verwalter der Armenkasse in der Vaterstadt lebte, begrüßte den berühmten Jugendgenossen bei mancher Gelegenheit bis 1827; als er in jenem Jahre starb, vermachte er Goethen ein Päckchen Briefe, die dieser in jungen Jahren an den gemeinsamen Freund Horn geschrieben hatte. Klinger stieg aus armer Jugend zum russischen General und Staatsmann und sehr angesehenen deutschen Dichter empor. Als er 1824 einen Pamphletisten, der ihn gegen den Jugendfreund ausspielen wollte, derb abgeschüttelt hatte, schrieb ihm Goethe: „Daß Sie mein in Liebe und Treue gedenken, empfinde ich immerfort .... Unser Verhältnis ist wohl das älteste; möge es in diesen Tagen fort und fort gesegnet sein!" Viel Kummer hatte Goethe durch die Schriften seines alten Freundes Fritz Jakobi, der als Philosoph und Dichter sehr angesehen, seit 1807 auch als Präsident der neuen Akademie der Wissenschaften zu München äußerlich hochgestellt war. Goethe hatte ihn zärtlich geliebt und wurde diesem Gefühle nie ganz untreu, aber in ihrer Denkungsart gingen sie weit auseinander. Jakobi griff manche Überzeugung und manche Persönlichkeit an, die

Goethe verehrte, griff im Grunde Goethe ſelber an, wenigſtens ſein ſtets von der Naturbetrachtung ausgehendes Erkennen. Goethe ſuchte auch ihn zu tragen, und, wenn er auch oft heftig über ihn ſchalt, ihm nachher wieder gerecht zu werden.

An F. H. Jakobi.

Weimar, den 2. Januar 1800.

Seit der Zeit wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vorteile geiſtiger Bildung genoſſen. Sonſt machte mich mein entſchiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menſchen, das ſich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über manches andere, belehrt uns die Zeit, und man lernt: daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung ſein kann.

Seit der Zeit iſt mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, wert und lieb, und Du kannſt denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinſten iſt, die ich jemals gekannt habe.

Wenn ich Dir von mir ſagen ſollte, ſo müßte ich weitläufig ſein; denn die drei oder vier Jahre haben manche Veränderung in mir hervorgebracht.

Nachdem ich den vergeblichen Aufwand eines dilettantiſchen Strebens nach bildender Kunſt eingeſehen hatte, wollte ich mir zuletzt noch ein reines Anſchauen des Höchſten, was uns davon übrig iſt, verſchaffen. Mein Freund Meyer war deshalb

schon 1795 nach Italien vorausgegangen, und eben als ich mich losgelöst hatte, ihm zu folgen, war die Verwirrung so groß, daß ich nur bis in die Schweiz kam. Die Folge hat bewiesen, daß wir wohl taten, wieder nach Hause zu kehren.

Was wir aus diesem allgemeinen und besondern Schiffbruche retten, magst Du, wenn es Dich interessiert, aus den „Propyläen" von Zeit zu Zeit ersehen.

Von poetischen Ideen und Plänen liegt manches vor mir; es kommt auf gut Glück an, ob und wie bald etwas davon zur Ausführung gedeiht.

Mit einer sehr angenehmen Empfindung arbeite ich nunmehr an der Farbenlehre. Nachdem ich mich beinahe 10 Jahre mit dem einzelnen durchgequält habe, so sehe ich die Möglichkeit, dieses schöne und reiche Kapitel, das bisher teils vernachlässigt, teils mit vorsätzlicher Dumpfheit obskuriert worden ist, sowohl in sich selbst zu vollenden und aufzuklären, als auch mit dem Kreis der übrigen Naturerscheinungen zu verbinden. Die Arbeit ist noch immer groß, die vor mir liegt; indessen kann ich hoffen, sie zu vollenden.

An F. H. Jakobi.

Weimar, den 6. Januar 1813.

Auf Deinen freundlichen Brief, den ich zu Anfang des Jahres als ein gutes Omen erhielt, will

ich sogleich dankbar einige allgemeine Betrachtungen erwidern.

Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreuen. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf's erste, an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigene Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher sein und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meinung zersplittert hat.

Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.

Siehst Du, so steht es mit mir, und so wirke ich nach innen und außen immer im stillen fort, mag auch gern, daß ein jeder das gleiche tue. Nur wenn dasjenige, was mir zu meinem Dasein und

Wirken unentbehrlich ist, von Andern als untergeordnet, unnütz oder schädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu sein und auch dies vor meinen Freunden und Nächsten nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber, und wenn ich auch eigensinnig auf meine Weise fortwirke, so hüte ich mich doch vor aller Gegenwirkung, wie sonst, so auch jetzt.

Jakobi starb 1819; 45 Jahre stand er mit Goethe in Briefwechsel.

Andere Schwierigkeiten bot die Freundschaft mit Herder; er und Goethe hatten die gleichen Grundanschauungen, wenn der Humanismus des Theologen auch etwas anders gefärbt war als der Humanismus des Naturforschers. Aber Goethe hatte in seiner Freundschaft und Hilfslust den Fehler begangen, Herder nach Weimar zu ziehen; er erkannte erst später, wie schwer es war, mit ihm friedlich-freundlich in einer Stadt zu leben. Herdern haftete bei den edelsten Gesinnungen ein unzufriedenes und mißtrauisches Wesen an; er neigte namentlich auch zu witzig-scharfen und galligen Ausfällen. Es plagte ihn zuweilen, daß der an Jahren jüngere Goethe, der manches von ihm gelernt hatte, berühmter, einflußreicher und wohlhabender als er geworden war. Besonders, wenn er in tiefen Geldnöten steckte, was bei seiner großen Familie häufig vorkam, wurde er bitter, und seine Frau, die Goethe schon als Karoline Flachsland in Darmstadt gekannt hatte, zürnte diesem auch manchmal, weil er größer geworden war als ihr Mann. „Dein und Deiner Frau jetziger Zustand macht mir recht bange," schrieb ihm Goethe im Mai 1789. „Wenn Ihr Euch nicht im Glauben und Zutrauen an einen Freund halten mögt, den Ihr lang

genug kennt, so seid Ihr in Gefahr, Euch zeitlebens zu Grunde zu richten." Zu gleicher Zeit verwandte er sich mit Erfolg beim Herzog und dessen Mutter um besondere Unterstützung für Herders und ihre Kinder. Zeitweilig ward die Freundschaft wieder vertraulich; z. B. schrieb Goethe von seiner zweiten italienischen Reise, wo er nur bis Venedig fuhr, um dort die Herzogin-Mutter zu erwarten:

An Karoline Herder.

Venedig, den 4. Mai 1790.

Ich kann nicht leugnen, daß manchmal diesen Monat über sich die Ungeduld meiner bemächtigen wollte. Ich habe aber auch gesehen, gelesen, gedacht, gedichtet, wie sonst nicht in einem Jahr, wenn die Nähe der Freunde und des guten Schatzes mich ganz behaglich und vergnügt macht. Seit acht Tagen ist sehr schön Wetter, nur das Grüne fehlt hier dem Frühling.

Durch einen sonderbar glücklichen Zufall, daß Götze zum Scherz auf dem Judenkirchhof ein Stück Tierschädel aufhebt und ein Späßchen macht, als wenn er mir einen Judenkopf präsentierte, bin ich einen großen Schritt in der Erklärung der Tierbildung vorwärts gekommen. Nun steh ich wieder vor einer andern Pforte, bis mir auch dazu das Glück den Schlüssel reicht. Die Meerungeheuer habe ich auch nicht versäumt zu betrachten, und habe auch an ihnen einige schöne Bemerkungen gemacht. Sobald ich nach Hause komme, fange ich an zu schreiben, und hoffe, daß unterm Schreiben sich mir noch

manches darbieten ſoll. Von anderm Fleiß und Unfleiß, von Abenteuern, Launen und dergl. muß das epigrammatiſche Büchlein dereinſt des mehrern zeugen.

Die Herzogin erwarte ich in einigen Tagen. Was ſie intereſſieren kann, hat ſie bald geſehen, und auf Neapel kann Venedig nicht ſchmecken. Vor Pfingſten, hoffe ich, kommen wir hier weg und ſind in dem halben Juni zu Hauſe. Meine Geſinnungen ſind häuslicher, als Sie denken.

Weit und ſchön iſt die Welt, doch o! wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beſchränkt zierlich mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hauſe! Was hat ein Gärtner zu reiſen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er ſein Gärtchen beſorgt.

Daß Sie aber in Ihrem Briefe, meine Liebe, die hohen Trümmern und Künſte heruntерſetzen und uns dafür Fleiß, Mühe und Not anpreiſen, ſoll als eine Hausfrauenlaune verziehen werden. Dieſe drei letzten allerliebſten Schweſtern ſind freilich des Menſchen Gefährten, aber warum ſoll man nicht alles verehren, was das Gemüt erhebt und uns durch's mühſelige Leben hindurchhilft?! Wenn Ihr das Salz wegwerft, womit ſoll man ſalzen?!

Der hier erwähnte Götze war damals Goethes Diener. An dem gefundenen Schafſchädel entdeckte Goethe, daß die ſämtlichen Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen

entstanden sind; das war wieder ein Fortschritt in der Entwicklungslehre. — Bald verdüsterte sich das Verhältnis zwischen Goethe und dem Herderschen Paare wieder; das letztere sah nun auch grollend auf Schiller, der jetzt als Dichter die größten Triumphe erlebte und zugleich Goethes nächster Gedankengenosse wurde. Der folgende Brief Goethes ist an Herders Sohn August gerichtet, doch in Gedanken an den Vater geschrieben. August Herder studierte in Freiberg das Bergfach.

An August Herder.

Weimar, im Dezember 1798.

Deinen Brief, mein lieber Freund, habe ich mit besonderer Zufriedenheit erhalten, da er ein früheres Verhältnis wieder anknüpft, das nun um desto dauerhafter sein kann, als wir beide im Leben indes vorgerückt sind und manches erfahren haben. Wenn wir immer vorsichtig genug wären und uns mit Freunden nur von einer Seite verbänden, von der sie wirklich mit uns harmonieren, und ihr übriges Wesen weiter nicht in Anspruch nähmen, so würden die Freundschaften weit dauerhafter und ununterbrochener sein. Gewöhnlich aber ist ein Jugendfehler, den wir selbst im Alter nicht ablegen, daß wir verlangen, der Freund solle gleichsam ein anderes Ich sein, solle mit uns nur ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns denn eine Zeitlang täuschen, das aber nicht lange dauern kann.

Das sicherste Mittel, ein freundschaftliches Verhältnis zu hegen und zu erhalten, finde ich darin, daß man sich wechselseitig mitteile, was man tut.

Denn die Menschen treffen viel mehr zusammen in dem, was sie tun, als in dem, was sie denken.

Ich danke Dir daher, daß Du mir hast wollen die Zeichnungen zukommen lassen, die mir von einer so merkwürdigen Erfindung einen Begriff geben. Teile mir von Zeit zu Zeit etwas mit und gib mir Nachrichten von Deinen Fortschritten, und wenn gleich das Fach der Künste, in dem ich arbeite, sehr weit von dem Deinigen entfernt ist, so findet sich auch wohl, was Dir zur Freude gereicht.

Deine guten Eltern sehe ich selten, denn da Dein Vater wenig aus dem Hause geht und ich das meinige auch nicht oft verlasse, so bleiben wir getrennt wie die Häuser selbst. Die Meinigen grüßen Dich. August hat sich vorgenommen, auf Deinen Gruß Dir ehestens zu schreiben.

Der alte Herder konfirmierte im Januar 1802 noch den obengenannten August v. Goethe; er starb am 18. Dezember 1803.

Besseres Auskommen war mit Wieland, der zwar veränderlich und launisch war, aber auch immer wieder zu heiterer Weisheit und herzlicher Güte als seinem eigensten Wesen zurückkehrte. Goethe lebte von 1775–1813 mit Wieland zusammen in Weimar, stets in gutem, zeitweilig in freundschaftlichstem Verhältnis. Wie sehr er den älteren Freund schätzte, bezeugt die Gedächtnisrede, die er am 18. Februar 1813 in der Freimaurer-Loge auf den heimgegangenen Bruder hielt. Unser erster Brief zeigt, daß Goethe, der geselliges Arbeiten und Angeregtwerden liebte, wie von Herder und

Schiller, sich auch von Wieland bei seinen Dichtungen beraten ließ.

An Wieland.

Weimar, den 26. September 1793.

Beiliegende drei Gesänge (von „Reinecke Fuchs") wollte ich erst recht sauber abschreiben lassen und nochmals durchsehen, ehe ich sie, lieber Herr und Bruder, Deiner Sanktion unterwürfe. Da man aber in dem, was man tun will, meist einige Schritte zurückbleibt, so sende ich sie in einem etwas unreineren Zustand. Du hast die Güte, sie, den kritischen Griffel in der Hand, zu durchgehen, mir Winke zu weiterer Korrektur zu geben und mir zu sagen: ob ich die Ausgabe dieser Arbeit beschleunigen, oder sie noch einen Sommer solle reifen lassen. Du verzeihst, daß ich mich eines alten Rechts bediene, das ich nicht gern entbehren möchte, und weißt, welchen großen Wert ich auf Deine Bemerkungen und Deine Beistimmung lege.

Das nächste Schreiben zeigt beide Dichter als ländliche Gutsbesitzer; Wieland hatte sich in Osmannstedt bei Weimar angekauft, Goethe noch etwas östlicher in Oberroßla. Goethe bewirtschaftete sein Gut nicht selber, behielt es auch nur wenige Jahre, als eine Art Ausflugsort; Wieland vertiefte sich ein wenig gründlicher in Landleben und Landwirtschaft.

An Wieland.

Oberroßla, den 22. Juni 1798.

Meinem lieben Herrn Bruder in Apoll und Genossen in Ceres vermelde hierdurch freundlichst, daß

ich in Oberroßla angelangt bin, um von meiner Hufe und dem Zugehörigen Besitz zu nehmen. Wie mich nun eine so nahe Nachbarschaft herzlichst erfreut, so wollte ich hiermit höflichst gebeten haben: morgen, gegen Mittagszeit, sich aus Euro Paläſten in unsere Hütten zu begeben, mit einem juristisch-ökonomischen, frugalen Mahl vorlieb zu nehmen und mir nach langer Zeit ein fröhliches Wiedersehen zu verschaffen. Eben so ist die liebe Frau, und wer uns noch von der Familie durch seine Gegenwart erfreuen möchte, bestens eingeladen.

Das nachfolgende Schreiben ist merkwürdig als das einzige aus Goethes reiferen Jahren, worin er leidenschaftlich-heftig wird. Er, dem sonst das Hassen nicht in der Natur lag, haßte den Gymnasialdirektor Böttiger, Wielands Genossen bei der Redaktion des „Literarischen Merkurs". „Herrn Überall" nannte er ihn, weil er in neugieriger, indiskreter, geschwätziger Weise sich um alle Angelegenheiten bekannter Schriftsteller kümmerte, immer ausplaudernd und sich dadurch in den Verlauf der Dinge einmischend. Als er eine abfällige Besprechung von A. W. Schlegels „Jon" zuerst in Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden" setzen wollte, verhinderte es Goethe; in derselben Sache wandte er sich an Wieland. Nicht als ob Goethe durch einen Tadel seines Theaters in Zorn versetzt worden wäre; was ihn in diesem Falle, außer seinem Widerwillen gegen Böttiger, in Wut brachte, war der Umstand, daß ein weimarischer Beamter, Böttiger, in einer weimarischen Zeitschrift den theatralischen Versuch eines andern weimarischen Beamten, Goethes, verspotten wollte. Das war ein Vergehen gegen den Staatsbegriff Goethes.

An Wieland.

Weimar, den 13. Januar 1802.

Ich überwinde einige Bedenklichkeit, um Dich, lieber alter Freund, auf einen Fall aufmerksam zu machen, woraus vielleicht für uns beide einiges Unangenehme entstehen könnte.

Daß bei der Erscheinung des ‚Ion' der Parteigeist des Herrn Überall seine Flügel regen dürfte, war vorauszusehen. Schon bei der ersten Vorstellung rannte dieser Tigeraffe im Parterre herum, durch pedantische Anmerkungen den Genuß einer Darstellung, wie sie Weimar noch nicht gehabt hat, zu stören. Da ihm dies nicht gelang, so schob er eine Anzeige davon in das ‚Modejournal' ein, welche für die Direktion äußerst beleidigend war und welche auszumerzen Bertuch noch zeitig von Rudolstadt zurückkehrte.

Jener Mißwollende überläßt sich, wie es scheint, um desto getroster seiner Wut, als er gewisse stoffartige Urteile vor sich hat, die Du, dem das problematische Argumentum fabulae gar wohl bekannt ist, leicht wirst zu beurteilen wissen.

Da ihm nun der Weg ins ‚Modejournal' verrannt ist und er diesmal die Sache auf die Spitze setzen zu wollen scheint, so wünschte ich nicht, daß er den ‚Merkur' zum Gefäß seiner Unreinigkeiten ersehe. Mag er sich doch der auswärtigen Organe nach Belieben bedienen!

Ich habe bisher so manches hingehen lassen;

allein da es nun auf Extreme angelegt zu sein scheint, so bin ich auch bei der Hand, und da wünschte ich denn nicht, daß, indem ich diesem Schuften zu Leibe gehe, mir ein verehrter und geliebter Name als Talisman entgegen stünde.

Vergib mir diese freundschaftliche Anzeige! Ich mußte, um sie zu tun, meine Maulfaulheit überwinden. Vielleicht hätten frühere Winke Dir und Andern manchen Verdruß ersparen können.

Ich hoffe Dich bald hier zu sehen und das Corpus delicti vorzulegen, dessen ich mich weiter nicht annehme, als insofern ich mir die Mühe gegeben habe, seine Aufführung ins Werk zu setzen. Wie ich denn auch bei einer Anstalt, die ich im Auftrag von meinem Fürsten mit so vieler Aufopferung verwalte, wenigstens eine schickliche Behandlung von meinen Mitbürgern erwarten darf.

Mit Wieland gehörte auch Knebel dem ältesten weimarischen Freundeskreise an. Von den nachfolgenden Briefen zeigt der erste, wie sehr um die Wende des Jahrhunderts Wissenschaft und Kunst in den kleinen Städten Weimar und Jena gediehen.

An Knebel.

Jena, den 28. März 1797.

Wenn Du mein Gedicht [Hermann und Dorothea] sehen wirst, das beinahe ganz geendigt und von vorn bis hinten nochmals durchgearbeitet ist, so

wirſt Du am beſten beurteilen können, daß ich dieſe 4 Wochen nicht müßig war. Dann fordert die Tätigkeit der Freunde und Kunſtverwandten auch noch zur Teilnahme auf. Schiller iſt fleißig an ſeinem „Wallenſtein", der ältere [Wilhelm] v. Humboldt arbeitet an der Überſetzung des „Agamemnon" von Aeſchylus, der ältere Schlegel an einer des „Julius Cäſar" von Shakeſpeare, und indem ich ſo ſehr Urſache habe, über die Natur des epiſchen Gedichts nachzudenken, ſo werde ich zugleich veranlaßt, auch auf das Trauerſpiel aufmerkſam zu ſein, wodurch denn manches beſondere Verhältnis zur Sprache kommt.

Dabei bringt noch die Gegenwart des jüngeren [Alexander] von Humboldt, die allein hinreichte, eine ganze Lebensepoche intereſſant auszufüllen, alles in Bewegung, was nur chemiſch, phyſiſch, und phyſiologiſch intereſſant ſein kann, ſo daß es mir manchmal recht ſchwer wird, mich in meinen Kreis zurückzuziehen.

Nimmſt Du nun dazu, daß Fichte eine neue Darſtellung ſeiner Wiſſenſchaftslehre im „Philoſophiſchen Journal" herauszugeben anfängt, und daß ich, bei der ſpekulativen [= philoſophiſchen] Tendenz des Kreiſes, in dem ich lebe, wenigſtens im Ganzen Anteil daran nehmen muß, ſo wirſt Du leicht ſehen, daß man manchmal nicht wiſſen mag, wo Einem der Kopf ſteht. Beſonders, wenn noch reichliche Abendeſſen die Nacht verkürzen und die den Studien

ſo nötige Mäßigkeit nicht begünſtigen. Ich freue mich daher, bald wieder nach Weimar zu kommen, um mich wieder in einem andern Kreiſe zu erholen. Unglaublich aber iſt's, was für ein Treiben die wiſſenſchaftlichen Dinge herumpeitſcht und mit welcher Schnelligkeit die jungen Leute das, was ſich erwerben läßt, ergreifen. Lebe indeſſen wohl in Deinem ruhigen Garten, wo ich Dich zu Ende der Woche wieder zu ſehen hoffe.

Das nachfolgende Stück aus einem längeren Briefe wendet ſich in goethiſcher Art gegen das politiſche Räſonieren Knebels, der, obwohl von einem Ruhegehalt des weimariſchen Hofes lebend, ſeine Verehrung der franzöſiſchen Republikaner gern zeigte.

An Knebel.

Frankfurt, den 10. Auguſt 1797.

Was mich betrifft, ſo ſehe ich nur immer mehr ein, daß jeder nur ſein Handwerk ernſthaft treiben und das übrige alles luſtig nehmen ſoll. Ein paar Verſe, die ich zu machen habe, intereſſieren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß geſtattet iſt. Und wenn ein jeder das Gleiche tut, ſo wird es in der Stadt und im Hauſe wohl ſtehen.

An Knebel.

Weimar, den 9. November 1814.

Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reiſe gebracht, ſtehet wohl die Duldſamkeit obenan, die ich mehr als jemals für den einzelnen

Menſchen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tauſende ferne beobachtet, ſo muß man ſich geſtehen, daß am Ende jeder genug zu tun hat, ſich einen Zuſtand einzuleiten, zu erhalten, und zu fördern. Man kann niemanden meiſtern, wie er dabei zu Werke gehen ſoll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlaſſen, wie er ſich im Unglück helfen und im Glücke finden kann. In dieſen Betrachtungen bin ich dieſes Mal ſehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot, als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umſtände brachten. Und ſo hab ich niemanden in ſeiner Lebensweiſe irre gemacht. Überzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberei, Religion, alles erſchien mir durchaus den Perſonen gemäß, die ſich gegen mich äußerten, und ſo habe ich es auch in Anſehung des Geſchmacks gefunden.

Jeder ſucht und wünſcht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachſen iſt. Der will's aus der enghalſigen Flaſche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speiſe. Und ſo hab ich mir denn auch bei dieſer Gelegenheit meine Töpfe und Näpfchen, Flaſchen und Krüglein gar ſorgſam gefüllt, ja mein Geſchirr mit manchen Gerätſchaften vermehrt. Ich habe an der homeriſchen wie an der nibelungiſchen Tafel geſchmauſt, mir aber für meine Perſon nichts gemäßer gefunden,

als die breite und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.

Ähnlich hatte er sich schon früher über die damaligen neuen Entdeckungen aus dem deutschen Mittelalter erklärt.

An Knebel.

Weimar, den 25. November 1808.

Die Mittwoche [Gesellschaftsabende bei Goethe] sind wieder im Gang. Ich lese die „Nibelungen" vor; allein dabei geht es mir auch wie einem jungen Professor, oder wie einem Koch, der sein ganzes Leben zubringt, um einige Stunden etwas Genießbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von großem Wert und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgelesen und noch viel weniger soviel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig tun muß, um durch Reflexionen und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen. Der Wert des Gedichts erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe wert, daß man sich bemühe, sein Verdienst auf's Trockne zu bringen und in's Klare zu setzen: denn wahrlich die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Konsorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von andern sagt, daß sie das Wasser trüben, um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg, um alle gute kritische Jagd zu verhindern.

Überhaupt lasse ich mich nicht irre machen, [dadurch]

daß unſre modernen, religiöſen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern und befördern. Es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unſchätzbare ans Tageslicht, das der allerneuſten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.

Deine Bemerkung zu Ehren der Naturſtudien gilt nicht für Jena und für dieſen Moment allein; es liegt ein viel allgemeineres dahinter und daran. Schon faſt ſeit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüt deſſen, der ſie treibt, und es iſt ein rechtes Glück, daß die Natur dazwiſchen getreten iſt, das Intereſſe an ſich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat.

Oft ſprachen ſich die beiden Alten über neue Bekannte aus; als Beiſpiel diene Goethes Urteil über den fünfundzwanzigjährigen Arthur Schopenhauer; er ſah ganz richtig voraus, daß dieſer geiſtreiche Denker bei den Philoſophie-Profeſſoren wenig Glück haben werde.

An Knebel.

Weimar, den 24. November 1813.

Der junge Schopenhauer hat ſich mir als einen merkwürdigen und intereſſanten jungen Mann dargeſtellt; Du wirſt weniger Berührungspunkte mit ihm finden als ich, mußt ihn aber doch kennen lernen. Er iſt mit einem gewiſſen ſcharfſinnigen Eigenſinn beſchäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenſpiel unſerer neuen Philoſophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren

vom Metier in ihrer Gilde passieren lassen; ich finde ihn geistreich, und das übrige lasse ich dahin gestellt.

Auch bei der Erziehung ihrer Söhne halfen sich beide. Als Knebel um Verwendung für seinen Karl bat, der Offizier in einem sächsischen Kavallerieregimente zu werden wünschte, antwortete Goethe:

An Knebel.

Weimar, den 19. Januar 1814.

Karl hat sich recht brav bewiesen, und ich will gern am rechten Orte seiner gedenken. Dies bemerke ich aber: daß es für junge Leute eine wahre Wohltat ist, wenn ihnen gewisse bessere und höhere Zustände eine Zeitlang versagt bleiben. Dadurch lernt man erst schätzen, was man erhält; denn leider sieht der Mensch nach einem jeden, was ihm geworden, immer wieder was neues Wünschenswertes vor sich, und seine Ungeduld wächst mit jedem Gelingen. Verzeihe diese allgemeine Bemerkung! Ich habe sie aber in meiner Pädagogik gegen meine jungen Leute immer gern zur Ausübung gebracht.

Namentlich aber begleitete Goethe mit größter Liebe alle literarischen Bemühungen seines Freundes, der nicht eben viel oder Großes fertig brachte; immer ermunterte er ihn mit freundlichsten Worten, um Knebel vor dem Gedanken zu behüten, daß er ein überflüssiger, unfähiger Schmarotzer sei: ein Gedanke, der einem Freunde Goethes, Schillers, Herders und Wielands besonders nahe lag. Goethes letzter Brief an Knebel beglückwünscht diesen, als er seine Übersetzung des

naturphiloſophiſchen Lehrgedichts De rerum natura des römiſchen Dichters Lucretius vollendet hatte. Jahrzehnte hindurch, in Ilmenau, Nürnberg und Jena, hatte er daran gearbeitet.

An Knebel.

Weimar, den 23. Oktober 1831.

Deine liebwerte Sendung, teuerſter Herr und Freund, kam glücklicherweiſe in dem Augenblicke zu handen, als ich, in Ilmenau am Fenſter ſtehend, Deine Wohnung, wo Du an dem trefflichen Werke ſchon emſig gearbeitet hatteſt, in der Nähe ſtehen und den Platz davor in ſeiner grünen Baumreihe wieder erkennen durfte.

In dieſer Lage war mir denn der neue hübſche Band höchſt erwünſcht, und ich konnte, meiſtens in ununterbrochener Stundenfolge, bei meinem dortigen Aufenthalt die drei erſten Bücher ungeſtört durchleſen. Sie waren mir nicht neu, aber höchſt willkommen und ich darf wohl ſagen: wahrhaft rührend. Wie ſich jene edle Seele auf den Fußpfaden ſeines Meiſters [Epikur] eben da abmüdet, wo wir, wenn wir nicht das gleiche tun wollen, uns demütig beſcheiden müſſen! Dies war mir diesmal ein großer Gewinn; die Betrachtungen darüber ſind mir hierher gefolgt, und ich will nicht länger ſäumen, Dir meinen ſchönſten Dank für die Veranlaſſung abzuſtatten. Es darf Dir wirklich in Deinem hohen Alter [Knebel war 87 Jahre alt] ein heiteres Gefühl der Selbſtzufriedenheit geben, wenn Du bedenkſt, was

es heißen will und was es hervorbringt, wenn man sein Leben einem großen, fast unübersehbaren und kaum zu vollendenden Werke widmet.

Wie mit Knebel, so teilte Goethe seine treue Liebe zum klassischen Altertum auch mit dem Kunstgelehrten und Maler Heinrich Meyer. „Kunschtmeyer" nannte man ihn im Scherze, weil er die alemannische Sprechweise seiner schweizerischen Heimat nie ganz ablegte. Goethe hatte ihn in Rom kennen gelernt, zog ihn nach Weimar, ließ ihn bei sich wohnen, bis er mit Fräulein v. Koppenfels seinen eigenen Herd gründete. Der stets gründliche, stets unbestechliche, stets nach Gesetzen forschende Professor Meyer war Goethes oberste Autorität in allen Angelegenheiten der bildenden Kunst und ihrer Geschichte. Von der Freundschaft zwischen Goethe und Meyer berichtet Schuchardt: „Die beiden Alten hatten sich zuletzt so in einander verschmolzen, daß einer ohne den andern nicht leben konnte. Oft saßen sie stundenlang nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen, schon von ihrem Beieinandersein befriedigt." Briefe hat Goethe mit diesem Orts- und Hausfreunde nicht viele gewechselt; nur als Meyer 1795 bis 97 wieder in Italien weilte, war Intimes zu schreiben.

An Heinrich Meyer.

Weimar, den 3. Januar 1796.

Es ist einer von meinen lebhaftesten Wünschen erfüllt, Sie gesund in Rom zu wissen. Wenn Sie nur wieder an jenes Leben gewohnt sind, so werden Sie gewiß in einem hohen Grade glücklich sein, und wenn Sie erst etwas unternehmen und arbeiten, so wird wenig an Ihrer Zufriedenheit fehlen.

Das Deraiſonnement der Deutſchen in Rom mag ſich noch widerlicher ausnehmen, als wenn man es in Deutſchland hören muß. Und doch iſt das Geſpräch überall nichts als ein Austauſch von Irrtümern und ein Kreislauf von beſchränkten Eigenheiten. Wir wollen unſern Weg recht ſtill, aber auch recht eigenſinnig verfolgen. Laſſen Sie nur ja niemand nichts von unſern Hypotheſen, Theorien und Abſichten merken, wenn die Leute von uns noch einige gute Meinung behalten ſollen! Es iſt bloß mit der Maſſe unſerer vereinigten Kräfte und mit der Ausführung des Ganzen, daß wir ihnen in der Folge imponieren können, und doch werden ſie auszuſetzen genug finden.

Ich war von jeher überzeugt, daß man entweder unbekannt oder unerkannt durch die Welt gehe, ſo daß ich auf kleinen oder größeren Reiſen, inſofern es nur möglich war, meinen Namen verbarg, und künftig will ich ihn gewiß nur zu beſſerer Ausführung unſeres Zweckes aushängen . . .

Nachdem das Volk Sie ſchon lange per acclamationem zum Profeſſor gemacht hatte, hat Ihnen der Herzog den Charakter mit Anſtellung bei der hieſigen Zeichenſchule gegeben.

An Heinrich Meyer.

Weimar, den 20. Juni 1796.

Bei Ihrer Anweſenheit und bei der ganzen jetzigen Lage tröſtet mich das am meiſten, daß wir, die wir

nun einmal verbunden sind, einander so rein und sicher entgegen arbeiten. Von Schillern bin ich gewiß, daß er nicht rückwärts geht, dagegen hat Freund Humanus [Herder] in dem achten Bande der „Briefe über Humanität" vor kurzem noch ein böses Beispiel gegeben, was Willkürlichkeit im Urteil, wenn man sie sich einmal erlaubt, bei dem größten Verstande für traurige Folgen nach sich zieht. Eine Parentation [Leichenrede] kann nicht lahmer sein als das, was über deutsche Literatur in gedachter Schrift gesagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine redneriſche Vermischung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zustand des Verfassers recht bedauern muß, aus dem eine so traurige Komposition entspringen konnte. Und so schnurrt auch wieder durch das Ganze die alte, halbwahre Philisterleier: daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste haben sie immer getan und müssen es tun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen. Täten sie aber das zweite, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins Nützlich-Platte absterben ließe.

An Heinrich Meyer.

Weimar, den 5. Dezember 1796.

Durch meine Idylle [„Alexis und Dora"], über welche mir Ihr Beifall sehr wohltätig ist, bin ich in das verwandte epische Fach geführt worden, indem sich ein Gegenstand [„Hermann und Dorothea"], der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, zu einem größern ausgedehnt hat, das sich völlig in der epischen Form darstellt, sechs Gesänge und etwa zweitausend Hexameter erreichen wird. Zwei Drittel sind schon fertig, und ich hoffe, nach dem neuen Jahre die Stimmung für den Überrest zu finden. Ich habe das reine Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung ist ohngefähr im vergangenen August, und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das Schwerste schon überstanden war. In Absicht auf die poetische sowohl als prosodische Organisation des Ganzen habe ich beständig vor Augen gehabt, was in diesen letzten Zeiten bei Gelegenheit der Vossischen Arbeiten mehrmals zur Sprache gekommen ist, und habe verschiedene streitige Punkte praktisch zu entscheiden gesucht; wenigstens kann ich meine Überzeugung nicht besser ausdrücken als auf diese Weise.

Schillers Umgang und Briefwechsel bleibt mir in diesen Rücksichten noch immer höchst schätzbar. So ist wieder des zerbröckelten Urteils nach der Vollendung meines Romans [Wilhelm Meister] kein Maß noch Ziel. Man glaubt manchmal, man höre den Sand am Meere reden, so daß ich selbst, der ich nun nicht mehr darüber denken mag, beinah verworren werden könnte. Gar schön weiß Schiller gleichsam wie ein Präsident diese Vota mit Leichtigkeit zusammenzustellen und seine Meinung dazwischen hineinzusetzen, wobei es denn zu mancher angenehmen Unterhaltung Gelegenheit gibt.

Übrigens macht er selbst einen Versuch, aus dem Philosophischen und Kritischen wieder in's Feld der Produktion zu gelangen, er arbeitet an seinem „Wallenstein", einer Tragödie, deren Entstehen und die Art, wie er sich dabei benimmt, äußerst merkwürdig ist. Das, was ich davon weiß, läßt mich viel Gutes davon hoffen.

An Heinrich Meyer.

Weimar, den 28. April 1797.

Ich habe mir wieder eine eigene Welt gemacht und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefaßt habe, wird mir schon eine Zeitlang hinhalten. Mein Gedicht ist fertig; es besteht aus zweitausend Hexametern und ist in neun Gesänge geteilt, und ich sehe darin wenigstens einen Teil meiner Wünsche erfüllt. Meine hiesigen und benach-

barten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich noch darauf an: ob es auch vor Ihnen die Probe aushält? Denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Kompositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Kostüm die wahren echten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden? Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet. Wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltner gefunden werden, als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreis bewegen. In der Lage, in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen, an nichts mehr teil zu nehmen als an dem, was ich so in meiner Gewalt habe wie ein Gedicht, wo man weiß, daß man zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben hat: an einem Werke, an dem man, wenn der Plan einmal gut ist, nicht das Schicksal des Penelopäischen Schleiers erlebt. Denn leider in allen übrigen irdischen Dingen lösen einem die Menschen gewöhnlich wieder auf, was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beschwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drei Schritte vor und zwei zurück tun muß. Kommen Sie zurück, so wünschte ich, Sie könnten sich auch auf jene Weise zuschwören, daß Sie nur innerhalb einer bestimmten Fläche, ja ich möchte wohl sagen

innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meister sind, Ihre Kunst ausüben wollen. Zwar ist, ich gestehe es, ein solcher Entschluß sehr illiberal, und nur Verzweiflung kann einen dazu bringen. Es ist aber doch immer besser, ein für allemal zu entsagen, als immer einmal über den andern Tag rasend zu werden.

An Heinrich Meyer.

Weimar, den 3. Mai 1799.

Lassen Sie mich von jener Sache reden, die Sie neulich zur Sprache brachten. [Gemeint ist das Umsonstwohnen bei Goethe.]

Sie können empfinden, wie nötig, nützlich, angenehm und erfreulich mir Ihre Gegenwart sei, da wir ein so nah verwandtes Interesse haben und ich fast von aller Welt abgesondert lebe. Ich wünschte daher, daß Sie nicht an eine Veränderung dächten, als bis eine Notwendigkeit von Ihrer Seite eintritt, daß sich entweder eine anständige Versorgung für Sie findet, oder Sie aus sonst einer Ursache sich besonders zu etablieren geneigt sein könnten.

Bis dahin will ich gern und mit Dank, um Sie jeder Art von Bedenklichkeit zu überheben, einen Zuschuß zur Haushaltung von Ihnen künftig annehmen, da Sie eine leidliche Einnahme haben und es Ihnen kein Geheimnis ist, daß ich nicht reich bin, sondern nur durch Ordnung und Tätigkeit meine freilich etwas breite Existenz soutenieren kann.

Wenn Sie mir jährlich 150 rh. geben, so ist es, bei meinem völlig eingerichteten Haushalt, für mich ein hinreichend Equivalent, da Sie hingegen einzeln und abgesondert viel teurer leben würden.

Lassen Sie mich noch einen Vorschlag tun! Versehen Sie sich nach und nach mit Möbles, daß Sie, wenn der Fall kommen sollte und Sie für sich zögen, schon damit versehen wären. Nach und nach können Sie das recht wohlfeil machen. Unsre kleine Hausfreundin [Christiane Vulpius] wird Ihnen mit Rat und Tat gerne beistehen.

Wollte ich [Hauslehrer] Eisert und August ins Haus nehmen, so könnte das entweder geschehen, daß ich das Nachbarhäuschen kaufte oder die Seite des Museums einrichten ließe, indem ich eine Treppe von drüben heraufbrächte. Ihre Zimmer blieben dabei immer unberührt. Also endig ich, wie ich angefangen habe: Lassen Sie uns ja beisammen bleiben, bis irgend eine Notwendigkeit von Ihrer Seite eintritt. Erhalten Sie mir Freundschaft und Liebe und bleiben der meinigen gewiß.

Die nachfolgenden Zeilen sprechen deutlich, welche Nöte die Plünderung Weimars nach der Schlacht bei Jena über viele brachte.

An Heinrich Meyer.

Weimar, den 15. oder 16. Oktober 1806.

Sagen Sie mir, mein Werter, womit ich dienen kann! Rock, Weste, Hemd pp. soll gerne folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Viktualien?

In den vorigen Briefen ist der Name des stärksten Bundesgenossen, den Goethe fand, schon öfters mit Ehren erwähnt. Schiller und Goethe lernten sich am 7. September 1788 persönlich kennen, aber innerlich nahe traten sie sich damit noch nicht. Sie empfanden zunächst nur die große Verschiedenheit ihrer Charaktere, die sich auch in ihren letzten Dichtungen noch zeigte; welch ein Unterschied war zwischen den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos — und dem Tasso, Egmont und Iphigenie! Beide Dichter schienen die Welt durch verschiedene Organe aufzunehmen, Goethe durch die fünf Sinne, durch Verwachsen mit der Natur, Schiller durch Nachdenken und Schwärmerei. Ihre Dichtungen entstanden auf ganz verschiedene Weise. Goethes Idealismus war eine Erhebung des Realen, derjenige Schillers ein Herunterholen aus Himmelshöhen. Goethe war nicht unfreundlich, aber auch nicht herzlich gegen Schiller; er verhalf ihm zu einer Professur der Geschichte in Jena; dieser aber zweifelte oft, ob das ein guter Dienst gewesen sei. Mit der Zeit aber mußten sie, da sie einander nahe wohnten und gemeinsame Freunde hatten, selber Freunde werden, denn sie mußten bemerken, daß der andere es redlich meinte, daß der andere auf das ernsteste nach dem Höchsten strebte, und daß sie beide einander ergänzen, anregen und belehren konnten. Im Sommer 1794 wurde zwischen ihnen der Bund geschlossen, als Schiller seine Zeitschrift „Die Horen" gründete und Goethe um Mitarbeit bat; ein langes Gespräch über Naturerkenntnis war voraufgegangen.

An Schiller.

Weimar, den 24. Juni 1794.

Ew. Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Teilnahme,

zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft sein.

Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden, das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so teile ich es gerne mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, als die Unternehmer sind, manches, das bei mir ins Stocken geraten ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen.

Schon eine sehr interessante Unterhaltung wird es werden, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen hat, wie über Gehalt und Form zu wachen, um diese Zeitschrift vor andern auszuzeichnen und sie bei ihren Vorzügen wenigstens eine Reihe von Jahren zu erhalten.

Ich hoffe bald mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern auf's beste.

An Schiller.

Ettersburg, den 27. August 1794.

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir nach einem so unvermuteten Begegnen miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen

Phänomene finden sich mehr in unsrer Natur, von der wir uns doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen.

Hiermit war der fleißige Briefwechsel begonnen, der bis zu Schillers Tode (9. Mai 1805) andauerte und neben vielen Gesprächen in Jena und Weimar einherging. Die Briefe beziehen sich meist auf die dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten beider, auf die Grundlehren der Poetik, auf das Theater und dergl. Beide wurden durch diesen freundlichen Verkehr zu höheren und zahlreicheren Werken gereizt und befähigt, als sie einzeln hätten hervorbringen können. Es fehlte nicht an Versuchen, sie zu entzweien, aus den Verbündeten feindliche Konkurrenten zu machen, aber sie liehen böswilligen Einflüsterungen kein Ohr und bewiesen der Welt, daß auch so verschiedenartige Naturen gemeinsam und in inniger Freundschaft ihr Höchstes suchen und schaffen können.

An Schiller.

Weimar, den 16. Mai 1795.

Lassen Sie uns nur unsern Gang unverrückt fortgehen; wir wissen, was wir geben können und wen wir vor uns haben. Ich kenne das Possenspiel des deutschen Autorwesens schon zwanzig Jahre in und auswendig; es muß nur fortgespielt werden: weiter ist dabei nichts zu sagen.

An Schiller.

Weimar, den 7. Juli 1796.

Herzlich danke ich Ihnen für Ihren erquickenden

Brief [über „Wilhelm Meister"] und für die Mitteilung dessen, was Sie bei dem Roman, besonders bei dem achten Buche, empfunden und gedacht. Wenn dieses nach Ihrem Sinne ist, so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen, denn gewiß, ohne unser Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zu stande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurteilte sie im stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten. Auch nun schützt mich Ihre warnende Freundschaft vor ein paar in die Augen fallenden Mängeln; bei einigen Ihrer Bemerkungen habe ich das sogleich gefunden, wie zu helfen sei und werde bei der neuen Abschrift davon Gebrauch machen.

Wie selten findet man bei den Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Teilnahme! Und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hoffen, denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen! Und dann ist doch nur die Neigung, die alles sehen kann, was es enthält, und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann, was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch alles hinzuzusetzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde!

Nach einem Angriffe, den Schiller und Goethe sich durch

ihre „Xenien“ (Stachelverſe auf Gegner) zugezogen hatten, ſchrieb Goethe

An Schiller.

Weimar, den 7. Dezember 1796.

Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ſo iſt das Betragen des Volks ganz nach meinem Wunſche. Denn es iſt eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anſpruch macht, ſeine Zeitgenoſſen zwingen ſoll, alles was ſie gegen ihn in petto haben, von ſich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem beſcheidnen, verdienſtvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Untätigkeit, Schmeichelei und Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode ſitzt der Advokat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten ſoll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde.

Ich hoffe, daß die „Xenien“ auf eine ganze Weile wirken und den böſen Geiſt gegen uns in Tätigkeit erhalten ſollen. Wir wollen indeſſen unſere poſitiven Arbeiten fortſetzen und ihm die Qual der Negation überlaſſen.

An Schiller.

Weimar, den 15. Dezember 1796.

Das Angenehmſte, was Sie mir melden können, iſt Ihre Beharrlichkeit an „Wallenſtein“ und Ihr

Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung; denn nach dem tollen Wageſtück mit den „Xenien" müſſen wir uns bloß großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen und unſere proteiſche Natur zu Beſchämung aller Gegner in die Geſtalten des Edlen und Guten umwandeln.

Namentlich durch gegenſeitige Ausſprache über die Theorie der Dichtkunſt ſuchten beide Freunde ihre Leiſtungen zu verbeſſern. Aller Willkür feindlich, den in der Aufgabe ruhenden Vorſchriften freiwillig untertan, ſuchten ſie z. B. die Geſetze zu erforſchen, die zwiſchen Stoff und Form beſtehen, und diejenigen Geſetze, die für alle Kunſt gelten, zu unterſcheiden von ſolchen, die ſich nur für das Epos oder nur für das Drama aus der Natur dieſer Dichtungsarten ergeben. Die folgenden Briefe ſind Abbilder ſolcher theoretiſcher Geſpräche. Goethe denkt dabei zunächſt an „Hermann und Dorothea"; das zweite Gedicht, von dem er ſpricht, war ein „Die Jagd" betiteltes, das er plante. Er hat es erſt viel ſpäter und dann in Proſa abgefaßt, überſchrieb es dann einfach „Novelle".

An Schiller.

Weimar, den 19. April 1797.

Einen Gedanken über das epiſche Gedicht will ich doch gleich mitteilen. Da es in der größten Ruhe und Behaglichkeit angehört werden ſoll, ſo macht der Verſtand vielleicht mehr als an andere Dichtarten ſeine Forderungen, und mich wunderte diesmal bei Durchleſung der „Odyſſee", grade dieſe Verſtandesforderungen ſo vollſtändig befriedigt zu ſehen. Betrachtet man nun genau, was von den Bemühungen der alten Grammatiker und Kritiker, ſo-

wie von ihrem Talent und Charakter erzählt wird, so sieht man deutlich, daß es Verstandsmenschen waren, die nicht eher ruhten, bis jene große Darstellungen mit ihrer Vorstellungsart überein kamen. Und so sind wir, wie denn auch Wolf sich zu zeigen bemüht, unsern gegenwärtigen Homer den Alexandrinern schuldig, das denn freilich diesen Gedichten ein ganz anderes Ansehen gibt.

Noch eine spezielle Bemerkung! Einige Verse im Homer, die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art, wie ich einige selbst in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben habe, um das Ganze klarer und faßlicher zu machen und künftige Ereignisse beizeiten vorzubereiten. Ich bin sehr neugierig, was ich an meinem Gedicht, wenn ich mit meinen jetzigen Studien durch bin, zu mehren oder zu mindern werde geneigt sein. Indessen mag die erste Rezension in die Welt gehen.

Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichts ist, daß es immer vor und zurück geht; daher sind alle retardierende Motive episch. Es dürfen aber keine eigentliche Hindernisse sein, welche eigentlich in's Drama gehören.

Sollte dieses Erfordernis des Retardierens, welches durch die beiden Homerischen Gedichte überschwenglich erfüllt wird und welches auch in dem Plan des meinigen lag, wirklich wesentlich und nicht zu erlassen sein, so würden alle Pläne, die gradehin nach dem Ende zu schreiten, völlig zu verwerfen

oder als eine ſubordinierte hiſtoriſche Gattung anzuſehen ſein. Der Plan meines zweiten Gedichts hat dieſen Fehler, wenn es einer iſt, und ich werde mich hüten, bis wir hierüber ganz im klaren ſind, auch nur einen Vers davon niederzuſchreiben. Mir ſcheint die Idee außerordentlich fruchtbar. Wenn ſie richtig iſt, muß ſie uns viel weiter bringen und ich will ihr gern alles aufopfern.

Mit dem Drama ſcheint mir's umgekehrt zu ſein, doch hiervon nächſtens mehr. Leben Sie recht wohl!

An Schiller.

Weimar, den 22. April 1797.

Ich danke Ihnen für Ihre fortgeſetzten Betrachtungen über das epiſche Gedicht. Ich hoffe, Sie werden bald nach Ihrer Art in einer ſchönen Folge die Natur und Weſen desſelben entwickeln. Hier indeſſen einige meiner Vermutungen!

Ich ſuchte das Geſetz der Retardation unter ein höheres unterzuordnen, und da ſcheint es unter dem zu ſtehen, welches gebietet: daß man von einem guten Gedicht den Ausgang wiſſen könne, ja wiſſen müſſe und daß eigentlich das Wie bloß das Intereſſe machen dürfe. Dadurch erhält die Neugierde gar keinen Anteil an einem ſolchen Werke, und ſein Zweck kann, wie Sie ſagen, in jedem Punkte ſeiner Bewegung liegen.

Die „Odyſſee" iſt in ihren kleinſten Teilen beinah retardierend; dafür wird aber auch vielleicht funfzig-

mal versichert und beteuert, daß die Sache einen glücklichen Ausgang haben werde. So viele den Ausgang antizipierende Vorbedeutungen und Weissagungen stellen, wie mich dünkt, das Gleichgewicht gegen die ewige Retardation wieder her. In meinem „Hermann" bringt die Eigenschaft des Plans den besondern Reiz hervor, daß alles ausgemacht und fertig scheint und durch die retrograde Bewegung gleichsam wieder ein neues Gedicht angeht.

So hat auch das epische Gedicht den großen Vorteil, daß seine Exposition, sie mag noch so lang sein, den Dichter gar nicht geniert, ja daß er sie in die Mitte des Werks bringen kann, wie in der „Odyssee" sehr künstlich geschehen ist. Denn auch diese retrograde Bewegung ist wohltätig; aber eben deshalb, dünkt mich, macht die Exposition dem Dramatiker viel zu schaffen, weil man von ihm ein ewiges Fortschreiten fordert, und ich würde das den besten dramatischen Stoff nennen, wo die Exposition schon ein Teil der Entwicklung ist.

Daß ich aber nunmehr dahin zurückkehre, wo ich angefangen habe, so wollte ich Ihnen folgendes zur Prüfung unterwerfen:

Mein neuer Stoff hat keinen einzigen retardierenden Moment; es schreitet alles von Anfang bis zu Ende in einer graden Reihe fort. Allein er hat die Eigenschaft, daß große Anstalten gemacht werden, daß man viele Kräfte mit Verstand und Klugheit in Bewegung setzt, daß aber die Entwicklung auf

eine Weise geschieht, die den Anstalten ganz entgegen ist, und auf einem ganz unerwarteten, jedoch natürlichen Wege. Nun fragt sich, ob sich ein solcher Plan auch für einen epischen ausgeben könne, da er unter dem allgemeinen Gesetz begriffen ist: daß das eigentliche Wie und nicht das Was das Interesse macht, oder ob man ein solches Gedicht nicht zu einer subordinierten Klasse historischer Gedichte rechnen müsse. Sehen Sie nun, mein Werter, wie Sie etwa diese zerstreute und flüchtige Gedanken besser ausarbeiten und verknüpfen. Ich habe jetzt keine interessantere Betrachtung als über die Eigenschaften der Stoffe, inwiefern sie diese oder jene Behandlung fordern. Ich habe mich darinnen so oft in meinem Leben vergriffen, daß ich endlich einmal ins klare kommen möchte, um wenigstens künftig von diesem Irrtum nicht mehr zu leiden. Zu mehrerer Deutlichkeit schicke ich nächstens meinen neuen Plan . . .

An Schiller.

Weimar, den 28. April 1797.

Gestern, als ich der Fabel meines neuen Gedichtes nachdachte, um sie für Sie aufzusetzen, ergriff mich auf's neue eine ganz besondere Liebe zu diesem Werke, welche nach allem, was indes zwischen uns verhandelt worden ist, ein gutes Vorurteil für dasselbe gibt. Da ich nun weiß, daß ich nie etwas fertig mache, wenn ich den Plan zur Arbeit nur irgend

vertraut oder jemanden offenbart habe, so will ich lieber mit dieser Mitteilung noch zurückhalten. Wir wollen uns im allgemeinen über die Materie besprechen, und ich kann nach den Resultaten im stillen meinen Gegenstand prüfen. Sollte ich dabei noch Mut und Lust behalten, so würde ich es ausarbeiten, und fertig gäbe es immer mehr Stoff zum Nachdenken, als in der Anlage. Sollte ich daran verzweifeln, so ist es immer noch Zeit, auch nur mit der Idee hervorzutreten.

Haben Sie Schlegels Abhandlung über das epische Gedicht im 11ten Stück „Deutschlands" vom vorigen Jahr gesehen? Lesen Sie es ja! Es ist sonderbar, wie er, als ein guter Kopf, auf dem rechten Wege ist und sich ihn doch gleich wieder selbst verrennt. Weil das epische Gedicht nicht die dramatische Einheit haben kann, weil man eine solche absolute Einheit in der „Ilias" und „Odyssee" nicht gerade nachweisen kann, vielmehr nach der neuern Idee sie noch für zerstückelter angibt, als sie sind: so soll das epische Gedicht keine Einheit haben, noch fordern! Das heißt, nach meiner Vorstellung: es soll aufhören, ein Gedicht zu sein! Und das sollen reine Begriffe sein, denen doch selbst die Erfahrung, wenn man genau aufmerkt, widerspricht. Denn die „Ilias" und „Odyssee", und wenn sie durch die Hände von tausend Dichtern und Redakteurs gegangen wären, zeigen die gewaltsame Tendenz der poetischen und kritischen Natur nach Einheit. Und am Ende ist

dieſe neue Schlegelſche Ausführung doch nur zu Gunſten der Wolfiſchen Meinung, die eines ſolchen Beiſtandes gar nicht einmal bedarf. Denn daraus, daß jene großen Gedichte erſt nach und nach entſtanden ſind und zu keiner vollſtändigen und vollkommenen Einheit haben gebracht werden können (obgleich beide vielleicht weit vollkommener organiſiert ſind, als man denkt), folgt noch nicht: daß ein ſolches Gedicht auf keine Weiſe vollſtändig, vollkommen eins werden könne, noch ſolle.

Ich habe indeſſen über unſere bisherigen Verhandlungen einen kleinen Aufſatz aus Ihren Briefen gemacht. Arbeiten Sie doch die Sache weiter aus; ſie iſt uns beiden in theoretiſcher und praktiſcher Hinſicht jetzt die wichtigſte.

Ich habe die „Dichtkunſt" des Ariſtoteles wieder, mit dem größten Vergnügen, durchgeleſen. Es iſt eine ſchöne Sache um den Verſtand in ſeiner höchſten Erſcheinung! Es iſt ſehr merkwürdig, wie ſich Ariſtoteles bloß an die Erfahrung hält und dadurch, wenn man will, ein wenig zu materiell wird, dafür aber auch meiſtens deſto ſolider auftritt. So war es mir auch ſehr erquickend, zu leſen, mit welcher Liberalität er die Dichter gegen Grübler und Krittler in Schutz nimmt, immer nur auf's Weſentliche dringt und in allem andern ſo lax iſt, daß ich mich an mehr als einer Stelle verwundert habe. Dafür iſt aber auch ſeine ganze Anſicht der Dichtkunſt und der beſonders von ihm begünſtigten Teile

ſo belebend, daß ich ihn nächſtens wieder vornehmen werde, beſonders wegen einiger bedeutenden Stellen, die nicht ganz klar ſind und deren Sinn ich wohl erforſchen möchte. Freilich über das epiſche Gedicht findet man gar keinen Aufſchluß in dem Sinne, wie wir ihn wünſchen.

An Schiller.

Frankfurt, den 9. Auguſt 1797.

Ohne den mindeſten Anſtoß bin ich vergnügt und geſund nach Frankfurt gelangt und überlege in einer ruhigen und heitern Wohnung nun erſt: was es heiße, in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponieren und verwirren uns die Gegenſtände mehr, weil wir ſie nicht beurteilen, noch zuſammenfaſſen können. Aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unſerm Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr; es intereſſiert uns deren eine größere Anzahl, und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemütsruhe und Methode in dieſen Fällen zu Hilfe käme. Ich will nun alles, was mir in dieſen acht Tagen vorgekommen iſt, ſo gut als möglich zurechtſtellen, an Frankfurt ſelbſt als einer vielumfaſſenden Stadt meine Schemata probieren und mich dann zu einer weiteren Reiſe vorbereiten.

Sehr merkwürdig iſt mir aufgefallen, wie es

eigentlich mit dem Publiko einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen, noch mitteilen. Alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.

Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Produktionen, oder wenigstens insofern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung; sie isoliert den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem wie eine treue Liebhaberin.

Ich gewöhne mich nun, alles, wir mir die Gegenstände vorkommen und was ich über sie denke, aufzuschreiben, ohne die genauste Beobachtung und das reifste Urteil von mir zu fordern oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Übersicht das Vorrätige immer wieder als Stoff gebrauchen.

Das Theater habe ich einigemal besucht und zu dessen Beurteilung mir auch einen methodischen Entwurf gemacht. Indem ich ihn nun nach und nach

auszufüllen ſuche, ſo iſt mir erſt recht aufgefallen: daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit niemand in Verhältnis ſteht, eine leidliche Reiſebeſchreibung ſchreiben könnte. Über den Ort, wo man gewöhnlich ſich aufhält, wird niemand wagen, etwas zu ſchreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenſtände die Rede ſein. Ebenſo geht es mit allem, was uns noch einigermaßen nah iſt; man fühlt erſt, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch ſein gerechteſtes, mäßigſtes Urteil über die Dinge öffentlich ausſprechen wollte. Dieſe Betrachtungen führen auf artige Reſultate und zeigen mir den Weg, der zu gehen iſt. So vergleiche ich z. B. jetzt das hieſige Theater mit dem weimariſchen; habe ich noch das Stuttgarter geſehen, ſo läßt ſich vielleicht über die drei etwas allgemeines ſagen, das bedeutend iſt und das ſich auch allenfalls öffentlich produzieren läßt.

Leben Sie recht wohl und halten Sie ſich ja geſund und vergnügt in Ihrem Gartenhauſe! Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau! Wenn ich nur einmal wieder ins Jenaiſche Schloß gelangen kann, ſoll mich ſobald niemand heraustreiben.

An Schiller.

Stäfa bei Zürich, den 14. Oktober 1797.

Was werden Sie nun aber ſagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß zwiſchen allen dieſen proſaiſchen Stoffen

sich auch ein poetischer hervorgetan hat, der mir viel Vertrauen einflößt. Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr! Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden so gut, als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann.

Überhaupt bin ich auf einer Idee, zu deren Ausführung mir nur noch ein wenig Gewohnheit mangelt. Es würde nämlich nicht schwer werden, sich so einzurichten, daß man auf der Reise selbst mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte. Denn wenn sie zu gewissen Zeiten zerstreut, so führt sie uns zu andern desto schneller auf uns selbst zurück; der Mangel an äußern Verhältnissen und Verbindungen, ja die Langeweile ist demjenigen günstig, der manches zu verarbeiten hat. Die Reise gleicht einem Spiel; es ist immer Gewinn und Verlust dabei, und meist von der unerwarteten Seite. Man empfängt mehr oder weniger, als man hofft; man kann ungestraft

eine Weile hinſchlendern, und dann iſt man wieder genötigt, ſich einen Augenblick zuſammen zu nehmen. Für Naturen wie die meine, die ſich gerne feſtſetzen und die Dinge feſthalten, iſt eine Reiſe unſchätzbar: ſie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

Es iſt bekannt, daß Goethe den Tell-Stoff dem Freunde überließ, der ihn dramatiſch fand und ſo verwertete. Schiller, der nie in der Schweiz war, hat den größten Teil ſeiner erſtaunlich wahren Landesſchilderungen den Erzählungen Goethes abgewonnen. Im nachfolgenden kommt Goethe wieder auf Grundfragen der Poetik.

An Schiller.

Weimar, den 25. November 1797.

Für Brief und Paket, die ich ſoeben erhalte, danke ich ſchönſtens und ſage nur noch geſchwind und aus dem Stegreife, daß ich nicht allein Ihrer Meinung bin, ſondern noch viel weiter gehe. Alles Poetiſche ſollte rhythmiſch behandelt werden! Das iſt meine Überzeugung, und daß man nach und nach eine poetiſche Proſa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie gänzlich aus den Augen verlor. Es iſt nicht beſſer, als wenn ſich jemand in ſeinem Park einen trocknen See beſtellte und der Gartenkünſtler dieſe Aufgabe dadurch aufzulöſen ſuchte, daß er einen Sumpf anlegte. Dieſe Mittelgeſchlechter ſind nur für Liebhaber und Pfuſcher ſo wie die Sümpfe für Amphibien. Indeſſen iſt das Übel in Deutſchland ſo groß geworden, daß es kein Menſch mehr ſieht, ja daß ſie

vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatischen Arbeiten (und vielleicht Lustspiel und Farce zuerst) sollten rhythmisch sein, und man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter fast nichts übrig, als sich zu akkomodieren, und in diesem Sinne könnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren „Wallenstein" in Prosa schreiben wollten. Sehen Sie ihn aber als ein selbständiges Werk an, so muß er notwendig rhythmisch werden.

Auf alle Fälle sind wir genötigt, unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unsrer Überzeugung arbeiten wollen. Denn so eine Salbaderei in Prinzipien, wie sie im allgemeinen jetzt gelten, ist wohl noch nicht auf der Welt gewesen, und was die neuere Philosophie Gutes stiften wird, ist noch erst abzuwarten.

Die Poesie ist doch eigentlich auf die Darstellung des empirisch-pathologischen Zustandes des Menschen gegründet, und wer gesteht denn das jetzt wohl unter unsern fürtrefflichen Kennern und sogenannten Poeten? Hat ein Mann wie Garve, der doch auch zeitlebens gedacht haben will und für eine Art von Philosophen galt, denn nur die geringste Ahndung eines solchen Axioms? Hält er Sie nicht darum nur für einen würdigen Dichter, weil Sie sich den Spaß gemacht haben, die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen, was wohl zu

erlauben, aber nicht zu loben ist! Wie gerne wollte ich diesen prosaischen Naturen erlauben, vor den sogenannten unsittlichen Stoffen zurück zu schaudern, wenn sie nur ein Gefühl für das höhere Poetisch-sittliche, z. B. im „Polykrates" und „Ibykus", hätten und davon entzückt würden!

Lassen Sie uns, besonders da Meyer auch einen grimmigen Rigorism aus Italien mitgebracht hat, immer strenger in Grundsätzen und sichrer und behaglicher in der Ausführung werden! Das letzte kann nur geschehen, wenn wir während der Arbeit unsere Blicke nur innerhalb des Rahmens fixieren.

An Schiller.

Weimar, den 9. Dezember 1797.

Die Nachricht, daß Sie diesen Winter nicht zu uns kommen würden, hat unsere Schauspieler betrübt. Es scheint, daß sie sich vorgesetzt hatten, sich vor Ihnen Ehre zu machen. Ich habe sie mit der Hoffnung getröstet, daß Sie uns auf's Frühjahr wohl besuchen würden. Sehr nötig tut unserm Theater ein solcher neuer Anstoß, den ich gewissermaßen selbst nicht geben kann. Zwischen dem, der zu befehlen hat, und dem, der einem solchen Institute eine ästhetische Leitung geben soll, ist ein gar zu großer Unterschied. Dieser soll auf's Gemüt wirken und muß also auch Gemüt zeigen; jener muß sich verschließen, um die politische und ökonomische Form zusammen zu halten. Ob es möglich

ist, freie Wechselwirkung und mechanische Kausalität zu verbinden, weiß ich nicht; mir wenigstens hat das Kunststück noch nicht gelingen wollen.

Ich kann mir den Zustand Ihres Arbeitens recht gut denken. Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es auch mir niemals gelungen, irgend eine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht. Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten gewesen sein, daß das höchste Pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, um ein solches Werk hervorzubringen? Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.

Schiller arbeitete damals am „Wallenstein"; daß Goethe auch eine wahre Tragödie schreiben konnte, beweisen die Gretchen-Szenen im „Faust", aber in diesem Punkte unterschieden sich in der Tat beide Dichter voneinander. Im nächsten Briefe spricht Goethe vom naiven Genie, was Schiller nicht war.

An Schiller.

Oberroßla, den 4. April 1801.

Was die Fragen betrifft, die Ihr letzter Brief enthält, bin ich nicht allein Ihrer Meinung, sondern ich gehe noch weiter. Ich glaube, daß alles, was

das Genie (als Genie) tut, unbewußt geſchehe. Der Menſch von Genie kann auch verſtändig handeln, nach gepflogener Überlegung, aus Überzeugung; das geſchieht aber alles nur ſo nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächſte Folgen verbeſſert, von ſeinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann ſich durch Reflexion und Tat nach und nach dergeſtalt hinaufheben, daß es endlich muſterhafte Werke hervorbringt. Je mehr das Jahrhundert ſelbſt Genie hat, deſto mehr iſt das einzelne gefördert.

Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, ſo glaube ich auch, daß ſie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunſt verlangt im Subjekt, das ſie ausüben ſoll, eine gewiſſe gutmütige, ins Reale verliebte Beſchränktheit, hinter welcher das Abſolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerſtören jenen unſchuldigen produktiven Zuſtand und ſetzen, für lauter Poeſie, an die Stelle der Poeſie etwas, das nun ein für allemal nicht Poeſie iſt. Wie wir in unſern Tagen leider gewahr werden, und ſo verhält es ſich mit den verwandten Künſten, ja mit der Kunſt im weitſten Sinne.

Das weimariſche Theater, deſſen Einnahmen in der kleinen Reſidenz gar zu unzulänglich geweſen wäre, ſpielte in den Sommermonaten in dem Badeſtädtchen Lauchſtädt vor den Kurgäſten und vor Studenten und anderen Beſuchern aus dem nahen Halle. Schiller oder Goethe waren oft anweſend und tauſchten die dortigen Eindrücke aus. Im nachfolgenden

formuliert Goethe die allgemeine Klage über die Länge von Schillers Tragödien dahin, daß sie im Anfang zu breit ausgeführt seien.

An Schiller.

Lauchstädt, 5. Juli 1802.

Es geht mit allen Geschäften wie mit der Ehe: man denkt wunder, was man zu stande gebracht habe, wenn man kopuliert ist, und nun geht der Teufel erst recht los! Das macht, weil nichts in der Welt einzeln steht und irgend ein Wirksames nicht als ein Ende, sondern als ein Anfang betrachtet werden muß.

Verzeihen Sie mir diese pragmatische Reflexion zum Anfange meines Briefes! Einige mehr oder weniger bedeutende Geschäfte, die mir dieses Jahr aufliegen, nötigen mir diese Betrachtung ab. Ich glaubte sie abzutun und sehe nun erst, was sich für die Zukunft daraus entwickelt.

Gestern abend habe ich die neunte Vorstellung überstanden. 1500 Taler sind eingenommen, und jedermann ist mit dem Hause zufrieden. Man sitzt, sieht und hört gut und findet für sein Geld immer noch einen Platz. Mit fünf- bis sechseinhalbhundert Menschen kann sich niemand über Unbequemlichkeit beschweren.

Unsere Vorstellungen waren:

„Was wir bringen" und „Titus" 672 Personen
„Was wir bringen" und „die Brüder"
[Oper von Einsiedel nach Terenz] 467 „

„Wallenſtein“	241	Perſonen
„Die Müllerin“ [Oper von Paiſiello]	226	„
„Die beiden Klingsberge“ [von Kotzebue]	96	„
„Tancred“ [von Goethe nach Voltäre]	148	„
„Wallenſtein“ auf Verlangen . .	149	„
„Oberon“ [Oper von Wranitzky] .	531	„
„Der Fremde“ [von Iffland] . .	476	„

Es kommt darauf an, daß eine geſchickte Wahl der Stücke bezüglich auf die Tage getroffen werde, ſo kann man auch für die Zukunft gute Einnahmen hoffen. Überhaupt iſt es mir nicht bange, das Geld, was in der Gegend zu ſolchem Genuß beſtimmt ſein kann, ja etwas mehr, in die Kaſſe zu ziehen. Die Studenten ſind ein närriſches Volk, dem man nicht Feind ſein kann und das ſich mit einigem Geſchick recht gut lenken läßt. Die erſten Tage waren ſie muſterhaft ruhig; nachher fanden ſich einige ſehr verzeihliche Unarten ein, die aber, worauf ich hauptſächlich acht gebe, ſich nicht wie ein Schneeball fortwälzen, ſondern nur momentan und, wenn man billig ſein will, durch äußere Umſtände gewiſſermaßen provoziert waren. Der gebildetere Teil, der mir alles zuliebe tun möchte, entſchuldigt ſich deshalb mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit, und ich ſuche die Sache ſowohl in Worten, als in der Tat im ganzen läßlich zu nehmen, da mir doch überhaupt von dieſer Seite nur um ein Experiment zu tun ſein kann.

Auch ein eigenes Experiment mache ich auf unsere Gesellschaft selbst, indem ich mich unter so vielen Fremden auch als ein Fremder in das Schauspielhaus setze. Mich dünkt, ich habe das Ganze sowohl als das Einzelne mit seinen Vorzügen und Mängeln noch nicht so lebhaft angeschaut.

Mein alter Wunsch in Absicht auf die poetischen Produktionen ist mir auch hier wieder lebhaft geworden: daß es Ihnen möglich sein könnte, gleich anfangs konzentrierter zu arbeiten, damit Sie mehr Produktionen und, ich darf wohl sagen, theatralisch wirksamere lieferten. Das Epitomisieren eines poetischen Werks, das zuerst in eine große Weite und Breite angelegt war, bringt ein Schwanken zwischen Skizze und Ausführung hervor, das dem ganz befriedigenden Effekt durchaus schädlich ist. Wir andern, die wir wissen, woran wir sind, empfinden dabei eine gewisse Unbehaglichkeit, und das Publikum kommt in eine Art von Schwanken, wodurch geringere Produktionen in Avantage gesetzt werden. Lassen Sie das, was ich hier aus dem Stegreife sage, einen Text unserer künftigen Unterredung sein . . .

Als Goethe den ersten Akt vom „Tell" erhalten hatte:

An Schiller.

Weimar, den 13. Januar 1804.

Das ist denn freilich kein erster Akt, sondern ein ganzes Stück, und zwar ein fürtreffliches, wozu

ich von Herzen Glück wünsche und bald mehr zu sehen hoffe. Meinem ersten Anblick nach ist alles so recht, und darauf kommt es denn wohl bei Arbeiten, die auf gewisse Effekte berechnet sind, hauptsächlich an. Zwei Stellen nur habe ich eingebogen; bei der einen wünschte ich, wo mein Strich läuft, noch einen Vers, weil die Wendung gar zu schnell ist.

Bei der andern bemerke ich so viel: der Schweizer fühlt nicht das Heimwehe, weil er an einem andern Orte den Kuhreigen hört, denn der wird, soviel ich weiß, sonst nirgends geblasen, sondern eben weil er ihn nicht hört, weil seinem Ohr ein Jugendbedürfnis mangelt. Doch will ich dies nicht für ganz gewiß geben. Leben Sie recht wohl, und fahren Sie fort, uns durch Ihre schöne Tätigkeit wieder ein neues Lebensinteresse zu verschaffen.

Wie Schiller sich ihm als Redakteur genähert hatte, so lockte ein anderer Professor in Jena, der Philologe Eichstädt, auch als Redakteur wertvolle Äußerungen aus Goethe heraus. Diesem lag viel daran, daß die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung", die 1803 an Stelle der von Jena nach Halle verlegten „Allgemeinen Literaturzeitung" gegründet wurde, gedieh; Professor Eichstädt wurde Redakteur, Goethe Oberredakteur.

An Eichstädt.

Jena, den 15. September 1804.

Die Teilnahme des Herrn Bernhardi [der Schillers

Gedichte rezensieren sollte] an unserm Institute ist von solcher Bedeutung, daß ich sehr wünsche, man möchte sich auch über den gegenwärtigen Fall vereinigen. Ich teile nur im allgemeinen und, wie die Stunde mich drängt, aus dem Stegreif meine Gedanken mit.

Jeder Dichter baut sein Werk aus Elementen zusammen, die freilich der eine organischer zu verflechten vermag als der andere; doch kommt es auch viel auf den Beschauer an, von welcher Maxime dieser ausgeht. Ist er zur Trennung geneigt, so zerstört er mehr oder weniger die Einheit, welche der Künstler zu erringen strebt; mag er lieber verbinden, so hilft er dem Künstler nach und vollendet gleichsam dessen Absicht.

Man kann in Raphaelischen Freskogemälden zeigen, wie sie teilweise ausgeführt worden, wie die Arbeit dem Künstler einen Tag besser gelang, als den andern; dazu muß man aber das Bild ganz nah untersuchen, und jedes Bild will doch aus einiger Ferne genossen sein.

Wenn gewisse mechanische Behandlungsweisen, wie Kupferstich und Mosaik, in der Nähe vor dem Auge sich in ihre technische Atome zerlegen, so fallen die höchsten Kunstwerke, „Odyssee" und „Ilias", vor dem Scharfblick eines trennenden Kritikers auseinander. Ja, wer wird leugnen, daß selbst Sophokles manchmal seine Purpurgewänder mit weißem Zwirn zusammengenäht habe!

Das alles ſoll nur ſo viel andeuten, daß der Dichter, beſonders der moderne, der lebende, Anſpruch an die Neigung des Leſers, des Beurteilers machen und vorausſetzen darf, daß man konſtruktiv mit ihm verfahre und nicht durch eine disjunktive Methode ein zartes, vielleicht ſchwaches Gewebe zerreiße oder den etwa ſchon vorhandenen Riß vergrößere.

Herr Bernhardi ſcheint die Härte ſeiner trefflichen Bemerkungen ſelbſt zu fühlen, indem er ſagt: manches ſcheint hier hart, weil ich das individuell bindende Prinzip nicht ausführen kann, weil die Verhältniſſe fehlen zur abſoluten Kunſt uſw.; ferner: bei dem edlen Dichter erſcheint die Disharmonie als irdiſche Bedingung einer ſchönen Natur, als menſchliche Schwäche einer edlen Seele, als negatives Glied eines ſchönen Gegenſatzes.

Könnte Herr Bernhardi bei Beurteilung der Werke unſeres Freundes von dieſen lebendigen und belebenden Prinzipien ausgehn, könnte er bei der Behandlung mit billiger Milde verfahren, ſo brauchte nichts von den Geſinnungen und Überzeugungen verſchwiegen zu werden, und das Reſultat müßte dem Dichter, ſeinen Freunden und dem Publikum höchſt erwünſcht ſein.

Noch eins! Bei ſtrenger Prüfung meines eignen und fremden Ganges in Leben und Kunſt fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falſches Streben nennen kann, für das Individuum ein

ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im einzelnen und ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann als neunundneunzig Gerechte. Ja, man strebt oft mit Bewußtsein zu einem scheinbar falschen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu tun ist, gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden.

An Eichstädt.

Weimar, den 23. Januar 1805.

Was das philosophische Fach betrifft, so lassen Sie uns auf dem Wege verharren, den wir eingeschlagen haben und der sich schon als der beste bewährt hat. Überhaupt müssen wir von Rechts wegen besser wissen, was dem Publikum frommt, als es selber. Die Bürger einer Stadt können verlangen, daß die Brunnen laufen und daß Wasser genug da sei, aber woher es zu nehmen, das ist des Röhrmeisters Sache. Das Publikum in seiner Dunkelheit verlangt immer Wasser über Wasser und perhorresziert oft die ergiebigsten Quellen; man muß das gut sein lassen, still sein und nach Überzeugung handeln.

An Eichstädt.

Weimar, den 29. April 1806.

In dem Briefe [anscheinend einem Briefe des Politikers Gentz an Eichstädt] erscheint der Freund als

Staats- und Weltmann und hat als ein solcher völlig recht. Denn es ist ja seine Pflicht, für den Augenblick, für eine gewisse Seite, um nicht Partei zu sagen, zu handeln und zu schreiben und eine ähnliche Handelns- und Schreibensweise auch von denen zu erwarten, mit denen er in irgend eine Verbindung tritt. Der Literator aber, mehr noch der Leiter eines literarischen Instituts wie das Ihrige, befindet sich in einer ganz andern Lage: er kann da ruhig sein, wo jener wirkt, abwarten, wo jener drängt, dulden, was jener unerträglich findet. Ja, er soll sogar, nach meiner Überzeugung, entgegengesetzte Parteien reden lassen und dabei nur das Amt eines weisen Sprechers, wie im englischen Parlament, vertreten, welcher dazu da ist, im leidenschaftlichen Falle die Redner zur Ordnung des Tages zurückzurufen.

Von denjenigen Altersfreunden Goethes, die in größerer Entfernung lebten, ist ein derber, witziger Berliner: Karl Friedrich Zelter, zuerst zu nennen. Er war ursprünglich Maurermeister; seine Liebe zur Musik führte ihn allmählich dazu, sich ihr ganz zu widmen. Er wurde Direktor der Singakademie und der ersten Liedertafel, erhielt den Professortitel und führte wichtige Aufträge der Regierung aus. Unter seinen Schülern ist Felix Mendelssohn-Bartholdy am berühmtesten geworden; Zelters eigene Kompositionen waren zahlreich und leicht sangbar; er komponierte namentlich auch viele Lieder Goethes und zwar ganz nach dessen Geschmack. Der Dichter schätzte in Zelter den lange entbehrten Berater und Helfer in musikalischen Dingen, schätzte in ihm nament-

lich aber auch den aufrichtigen, klugen, weltkundigen, braven Mann. Wir dürfen Goethe nicht tadeln, daß er nicht, wie wir Heutigen, zu den Kompositionen Beethovens, Schuberts und der andern Großen herangebildet war, und müssen bedenken, daß er in seinem Weimar erst seit 1820 einen hervorragenden Musiker in Johann Nepomuk Hummel in der Nähe hatte. Einige Melodien Zelters und Eberweins, seines Schülers, zu Goethischen Liedern werden auch jetzt noch gern gesungen.

An Zelter.

Weimar, den 26. August 1799.

Mit aufrichtigem Dank erwidere ich Ihren freundlichen Brief, durch den Sie mir in Worten sagen mochten, wovon mich Ihre Kompositionen schon längst überzeugt hatten: daß Sie an meinen Arbeiten lebhaften Anteil nehmen und sich manches mit wahrer Neigung zugeeignet haben. Es ist das Schöne einer tätigen Teilnahme, daß sie wieder hervorbringend ist; denn wenn meine Lieder Sie zu Melodien veranlaßten, so kann ich wohl sagen, daß Ihre Melodien mich zu manchem Liede aufgeweckt haben, und ich würde gewiß, wenn wir näher zusammen lebten, öfter als jetzt mich zur lyrischen Stimmung erhoben fühlen. Sie werden mir durch Mitteilung jeder Art ein wahres Vergnügen verschaffen.

An Zelter.

Weimar, den 30. Juli 1804.

Von meinem „Götz von Berlichingen" [der für die Bühnendarstellung geeigneter gemacht werden

ſollte] hoffe, in vier Wochen Leſeprobe zu halten. Daß es damit ſo weit kommt, bin ich Ihnen ganz allein ſchuldig. Ich begriff nicht, warum ich ſeit einem Jahr in dieſer Arbeit penelopeiſch verfuhr und, was ich gewoben hatte, immer wieder auf-dröſelte. Da las ich in Ihrem Aufſatz: „was man nicht liebt, kann man nicht machen.“ Da ging mir ein Licht auf, und ich ſah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geſchäft behandelt hatte, das eben auch ſo mit andern weggetan ſein ſollte, und deswegen war es auch geſchehen, wie es getan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerkſamkeit und Neigung, mit mehr Sammlung, auf dieſen Gegenſtand, und ſo wird das Werk, ich will nicht ſagen: gut, aber doch fertig.

Nach Schillers Tode:

An Zelter.

Weimar, den 1. Juni 1805.

Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geſchrieben habe, ſind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich ſelbſt zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeins. Eigentlich ſollte ich eine neue Lebensweiſe anfangen; aber dazu iſt in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich ſehe alſo jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin und tue das Nächſte, ohne an eine weitere Folge zu denken.

Da indeſſen die Menſchen aus jedem Verluſt und

Unglück sich wieder einen Spaß herauszubilden suchen, so geht man mich von seiten unsres Theaters und von mehrern Seiten dringend an, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feiern. Ich mag hierüber weiter nichts sagen, als daß ich dazu nicht abgeneigt bin und jetzt nur bei Ihnen anfragen möchte, ob Sie mir dabei behilflich sein wollen.

Der folgende Brief bezieht sich zunächst wieder auf den musikalischen Teil einer Totenfeier für Schiller, sodann auf den Plan, den Iffland und Zacharias Becker hatten, für die Familie Schillers ein Landgut durch Theatereinnahmen aus Schillers Dramen zu erwerben, und schließlich auf eine Stelle im „Frankfurter Journal", wo für die Totenfeier Schillers freier Eintritt gefordert wurde, da „die Würde des Gegenstandes es erheischt". Iffland und Becker wollten gerade derartige Einnahmen für ihre Stiftung verwenden.

An Zelter.

Weimar, den 19. Juni 1805.

Für die baldige Übersendung der erbetenen Musik sei Ihnen der beste Dank gesagt. Ich will suchen, sie baldmöglichst, so gut es immer gehen will, zu hören. Übrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß man bei dieser Gelegenheit nicht flicken, sondern etwas aus dem Ganzen schneiden sollte. Ich habe nur leider nie das Glück gehabt, neben mir einen tüchtigen Tonkünstler zu besitzen, mit dem ich gemeinschaftlich gearbeitet hätte, und daher habe ich

mich immer in solchen Fällen an das Stoppeln und Zusammensetzen halten müssen, und so schwebte mir das auch bei der gegenwärtigen Gelegenheit wieder vor.

Iffland hat auf jede Weise Recht, den pathologischen Anteil des Publikums für seine Zwecke zu benutzen. Wenn die Deutschen nicht real gerührt sind, so sind sie ideal schwer zu rühren. Setzt er seine Reihe der Vorstellungen durch und führt er sie am Ende zu einer tüchtigen Benefizvorstellung für die hinterlassenen Kinder, so soll er gerühmt werden.

Das Frankfurter Absurdum lege ich bei. Man setzt in die Zeitung: er sei nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publikum einen freien Eintritt zu einer Totenfeier! Pfaffen und Mönche wissen die Totenfeier ihrer Heiligen besser zum Vorteil der Lebenden zu benutzen! Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser getan, ihren Anteil realiter auszudrücken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuskript honoriert haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für 12 Groschen haben konnten.

Nach der Schlacht bei Jena und den nachfolgenden Demütigungen Preußens durch Napoleon:

Karlsbad, den 27. Juli 1807.

Übrigens lebe ich sehr einsam: denn in der Welt kommen einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob sie gleich von großen Übeln veranlaßt werden, doch, wie man sie in der Gesellschaft hört, nur als hohle Phrasen erscheinen. Wenn jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör ich mit Teilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen. Wie gesagt, wenn jemand seine verlorenen Pfründen, seine gestörte Karriere schmerzlich empfindet, so wäre es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich mit einstimmen.

Sagen Sie mir, mein Lieber, wie es mit Ihnen geworden ist. Ich habe tausendmal an Sie gedacht und an das, was Sie als Privatmann geleistet haben, ohne von seiten der Reichen und Mächtigen unterstützt oder sonderlich aufgemuntert zu werden. Vielleicht ist das, was wir bei der politischen Veränderung am meisten zu bedauern haben,

hauptsächlich dieses, daß Deutschland, und besonders das nördliche, in seiner alten Verfassung den Einzelnen zuließ, sich so weit auszubilden als möglich, und jedem erlaubte, nach seiner Art beliebig das Recht zu tun, ohne daß jedoch das Ganze jemals eine sonderliche Teilnahme daran bewiesen hätte.

Mit der Oper, wie sie bei uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Säkulum sich selbst überlassen und mich in's Heilige zurückziehen. Da möchte ich nun alle Woche einmal bei mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, im Sinne Ihrer Anstalt, obgleich nur als den fernsten Abglanz derselben. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige, nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben! Ich ersetze die Auslagen mit Dank. Zeigen Sie mir an, ob man im Notendruck oder gestochen dergleichen findet. Auch Kanons und was Sie zu dem Zwecke nützlich halten. Sie sollen immer in unserer Mitte sein, geistig, und herzlich willkommen, wenn Sie persönlich erscheinen möchten.

An Zelter.

Weimar, den 30. Oktober 1809.

Ich bin Ihnen mit meinen Gedanken und Wünschen nach Königsberg gefolgt, die sich freilich nur immer auf Ihr eignes Wohl beziehen konnten. Die

Narren von Deutſchen ſchreien noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte ſeit langer Zeit für ſich und die Seinigen redlich, und dann für die Nächſten und immer wieder Nächſten redlich geſorgt! So ſähe vielleicht alles anders aus. Jetzt wollen wir uns nicht irre machen laſſen und im alten Weſen verharren.

Ich wenigſtens treibe mein Weſen noch immer in Weimar und Jena, ein paar Örtchen, die Gott immer noch erhalten hat, ob ſie gleich die edlen Preußen auf mehr als eine Weiſe vorlängſt gerne zerſtört hätten.

Ob ich gleich wenig von Detail weiß, ſo ſehe ich doch auch nach meiner Art in Ihr Ganzes hinein, d. h. Ihres Staats und ſeiner Ausſichten und Hoffnungen; und da wünſchte ich denn freilich einen ſo edlen teuren Freund nach ſo manchen Prüfungen wenigſtens mit beſſern Ausſichten beglückt. Wäre mir Ihr Tätigkeitskreis, wäre mir ganz deutlich, was Sie tun und leiſten, ſo könnte ich auch über Ihre Zuſtände beruhigter ſein: denn in der Ferne ſieht man gewöhnlich nur, was fehlt und abgeht; die Hoffnung wie die Furcht ſind zwei leere Weſen.

Mit dieſen wenigen Worten erhalten Sie meinen Roman [Die Wahlverwandtſchaften]. Tun Sie, als wenn der größte Teil Ihnen zugeſchrieben wäre, und verzeihen mir mein übriges Schweigen und Stocken. Es wird beinahe jetzt unmöglich, mit dem Einzelnen von einzelnen Dingen zu ſprechen; faßt

man aber breitere Verhältniſſe ins Auge, ſo mag man wohl noch manches darſtellend ausſprechen.

An Zelter.

Weimar, den 28. Februar 1811.

Von dem berühmten erſten Sekretär der Londoner Sozietät, Oldenburg, habe ich geleſen, daß er niemals einen Brief eröffnet, als bis er Feder, Tinte und Papier vor ſich geſtellt, alsdann aber auch, ſogleich nach dem erſten Leſen, ſeine Antwort aufgeſetzt. So habe er eine ungeheure Korreſpondenz mit Bequemlichkeit beſtritten. Hätte ich dieſe Tugend nachahmen können, ſo würden ſich nicht ſo viele Menſchen über mein Stillſchweigen zu beſchweren haben. Diesmal aber erregt Ihr lieber angekommner Brief mir eine ſolche Luſt zu antworten, indem er mir die ganze Fülle unſres Sommerlebens wieder vor die Gedanken bringt, daß, wo nicht gleich beim erſten Leſen, doch wenigſtens beim Erwachen des nächſten Morgens, dieſe Zeilen an Sie gerichtet werden.

Zuvörderſt alſo bedaure ich Sie, daß Sie ſchreiben müſſen, da wo Sie tun und wirken ſollten. Die Geſchäfte haben ſich überall, beſonders aber bei Euch, ſeit langer Zeit in's Papier gezogen, und die Geſchäftsleute [Beamte] bedenken nicht, daß Akten, vom lateiniſchen Acta hergeleitet, ſo viel heißt als Getanes, und daß alſo darin keineswegs eingeheftet werden dürfe, was man tun werde oder wolle.

Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie die „Farbenlehre" nicht außer acht lassen; und daß Sie solche in kleinen Dosen zu sich nehmen, wird sehr gute Wirkung tun. Ich weiß recht gut, daß meine Art, die Sache zu behandeln, so natürlich sie ist, sehr weit von der gewöhnlichen abweicht, und ich kann nicht verlangen, daß jedermann die Vorteile sogleich gewahr werden und sich zueignen solle. Die Mathematiker sind närrische Kerls und sind so weit entfernt, auch nur zu ahnden, worauf es ankommt, daß man ihnen ihren Dünkel nachsehen muß. Ich bin sehr neugierig auf den ersten, der die Sache einsieht und sich redlich dabei benimmt: denn sie haben doch nicht alle ein Brett vor dem Kopfe und nicht alle haben bösen Willen. Übrigens wird mir denn doch bei dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im stillen weiß, daß diejenige Kultur, welche die Mathematik dem Geiste gibt, äußerst einseitig und beschränkt ist. Ja, Voltaire erkühnt sich irgendwo zu sagen: j'ai toujours remarqué que la géometrie laisse l'esprit ou elle le trouve. Auch hat schon Franklin eine besondere Aversion gegen die Mathematiker, in Absicht auf geselligen Umgang, klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet.

Was die eigentlichen Newtonianer betrifft, so sind sie im Fall der alten Preußen im Oktober 1806. Sie glaubten noch taktisch zu siegen, da sie strategisch

lange überwunden waren. Wenn ihnen einmal die Augen aufgehen, werden sie erschrecken, daß ich schon in Naumburg und Leipzig bin, mittlerweile sie noch bei Weimar und Blankenhain herumkröpeln. Jene Schlacht war schon vorher verloren, und so ist es hier auch. Jene Lehre ist schon ausgelöscht, indem die Herren noch glauben, ihren Gegner verachten zu dürfen. Verzeihen Sie mir das Großtun, ich schäme mich dessen so wenig als die Herren sich ihres Kleintuns.

Das Wort Voltaires heißt: „Ich habe stets bemerkt, daß die Geometrie den Geist dort beläßt, wo sie ihn findet." Goethes „Farbenlehre" war namentlich gegen Newton gerichtet; er legte auf sie den größten Wert, und je weniger Anerkennung er fand, desto stärker hoffte er auf künftigen Sieg.

An Zelter.

Karlsbad, den 2. September 1802.

Beethoven habe ich in Teplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich, noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.

Zelter, der mit Kindern und Stiefkindern viel Not hatte, zog den verehrten Dichter auch bald in Familiensachen zu Rate; so klagte er im Herbst 1802 über seinen Stiefsohn, bat auch um „einige ernsthafte Worte“ für dessen Freund Steffany aus Weimar, der durch den vergötterten Goethe wohl zu beeinflussen sei.

An Zelter.

Weimar, den 3. November 1802.

Der Fall, mein wertester Herr Zelter, wegen dessen Sie sich an mich wenden, ist gewöhnlich, aber bedenklich. Der Mensch löst sich freilich gar zu geschwind von denen los, denen er noch manchen Rat und Beistand verdanken könnte; doch diese Unart dient zu seinem Glück, wenn er sich dereinst selbst helfen muß und jeden Rat und Beistand entbehrt. Die Schwierigkeit bleibt immer, bei Jungen und Alten, daß derjenige, der sein eigner Herr sein will, sich auch selbst zu beherrschen wisse, und dieser Punkt wird in der Erziehung aus mehr als einer Ursache verabsäumt. Die Weise, wie ich darüber denke, benimmt mir alle Hoffnung an ein schriftliches Wirken gegen Entfernte und gewissermaßen Fremde. In der Gegenwart läßt sich manches leisten, aber nur durch stetige Behandlung.

Das zurückgezogene Wesen des jungen Steffany kenne ich auch an ihm und andern jungen Leuten. Jeder gebildete Mann benimmt ihnen gleich völlig alle Freiheit, und sie mögen sich nicht gerne da befinden, wo sie sich zu weit zurück, ja vielleicht gar in einem Gegensatz fühlen.

Wie gern möchte ich mit Ihnen eine ſolche Materie durchſprechen, die, weil ſie ſich an alles anſchließt, ſchriftlich ſo ſchwer zu behandeln iſt.

Wenn Sie Ihren Sohn in die Welt ſchicken, ſo laſſen Sie ihn bei mir vorbei gehen. Haben Sie die Güte, ſich des jungen Steffanys ferner anzunehmen, und beſuchen uns, ſobald es möglich iſt.

Im November 1812 nahm ſich Zelters Stiefſohn das Leben. Goethes beſter Troſt beſtand darin, daß er den Freund jetzt mit dem brüderlichen Du anredete, das er ſonſt mit niemand als den erſten Jugendfreunden (Jacobi, Herder, Wieland, Knebel, Trebra) tauſchte.

An Zelter.

Weimar, den 3. Dezember 1812.

Dein Brief, mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches Deinem Hauſe widerfahren, hat mich ſehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in ſehr ernſten Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an Dir ſelbſt wieder aufgerichtet. Du haſt Dich auf dem ſchwarzen Probierſteine des Todes als ein echtes, geläutertes Gold aufgeſtrichen. Wie herrlich iſt ein Charakter, wenn er ſo von Geiſt und Seele durchdrungen iſt, und wie ſchön muß ein Talent ſein, das auf einem ſolchen Grunde ruht!

Über die Tat oder Untat ſelbſt weiß ich nichts zu ſagen. Wenn das taedium vitae [der Lebensekel] den Menſchen ergreift, ſo iſt er nur zu bedauern, nicht zu ſchelten. Daß alle Symptome dieſer

wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt „Werther" wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte.

Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Torheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammnis wird, unsäglichen äußern Drang nicht gerechnet, so wundert man sich nicht über Untaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und andere wütet. Ich getraue mir, einen neuen „Werther" zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehn sollten als über den ersten.

Laß mich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich, als billig. Dazu werden sie aber durch die gigantische Umgebung gedrängt und genötigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zu Grunde gehn und denen nicht zu helfen wäre, selbst wenn man sie über ihren wahren Vorteil aufklären könnte. Niemand bedenkt

leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben sind, damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Übermaß des Guten zurückhalten.

Bei einem andern Todesfalle schrieb Goethe:

An Zelter.

Weimar, den 26. März 1816.

Dir war freilich abermals eine harte Aufgabe zugedacht; leider bleibt das immer die alte Leier, daß lange leben so viel heißt als viele überleben, und zuletzt weiß man denn doch nicht, was es hat heißen sollen. Vor einigen Tagen kam mir zufälligerweise die erste Ausgabe meines „Werthers" in die Hände, und dieses bei mir längst verschollene Lied fing wieder an zu klingen. Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch noch vierzig Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam.

Ein Teil des Rätsels löst sich dadurch, daß jeder etwas Eigenes in sich hat, das er auszubilden gedenkt, indem er es immer fortwirken läßt. Dieses wunderliche Wesen hat uns nun tagtäglich zum besten, und so wird man alt, ohne daß man weiß: wie oder warum. Besehe ich es recht genau, so ist es ganz allein das Talent, das in mir steckt, was mir durch alle die Zustände durchhilft, die mir nicht gemäß sind und in die ich mich durch falsche Richtung, Zufall und Verschränkung verwickelt sehe . .

Um diese Zeit wurde das Herzogtum Sachsen-Weimar-

Eisenach, das durch den Wiener Kongreß einige neue Besitzungen bekam, zu einem Großherzogtum erhoben. Am Palmsonntag 1816 war die Huldigung des nunmehrigen Großherzogs Karl August.

An Zelter.

Weimar, den 3. Mai 1816.

Wenn man Dir künftig von meiner Krankheit berichtet, so glaube es nicht; sagt man Dir, ich sei tot, so denke es nicht. Mit dem letzten, was zu Dir gekommen ist, verhält es sich freilich etwas wunderbar; deshalb merke nun auf!

Das Fest der Huldigung sollte am Sonntag Palmarum, den 7. April, vor sich gehen, und so eigentlich der Schlußstein eines neuen Gewölbes nach vielen zerstörenden Leiden eingesetzt werden. Den 2. April wurde ich von einem wunderlichen, nicht gefährlichen, aber doch starken rheumatischen Übel befallen, daß ich mich zu Bette legen mußte. Nach meiner Einsicht schien es beinahe unmöglich, den 7. an meinem Platze zu sein. Da fiel mir glücklicherweise ein Napoleonischer Spruch ins Gedächtnis: l'Empereur ne connoît autre maladie que la mort [Der Kaiser kennt keine andere Krankheit als den Tod], und ich sagte daher dem Arzte, daß ich, wenn ich nicht tot wäre, Sonntag mittag um 12 bei Hof erscheinen würde. Es scheint, daß der Arzt und die Natur sich diesen tyrannischen Spruch zu Gemüte genommen haben, denn ich stand Sonntag zur rechten Stunde an meinem Platze,

rechts, zunächst am Thron; zugleich auch konnt ich noch bei Tafel allen mir obliegenden Schuldigkeiten genug tun. Nachher aber zog ich mich wieder zurück und legte mich in's Bette, um zu erwarten, bis etwa der kategorische Imperativ uns wieder auf Leib und Leben hervorriefe. Bis jetzt ist es auch recht gut gegangen.

Goethe schickte alle seine neuesten Gedichte und Abhandlungen an Zelter und hatte seine Freude an dessen enthusiastischen, naiven und aufrichtigen Antworten. Zelter pflückte sich aus Goethes Arbeiten das heraus, was er genießen konnte, und ließ das übrige auf sich beruhn.

An Zelter.

Weimar, den 7. November 1816.

Wundersam ist es, aber ganz natürlich: die Menschen spekulieren auf unsere letzte Zeit wie auf sibyllinische Blätter, da sie die vorhergehende kalt und freventlich auflodern ließen. Auch an den Rhein hab ich dringende und lockende Einladungen, von denen Du wahrscheinlich gehört hast, da man es dort schon als etwas Ausgemachtes voraussetzt. Was soll mir aber das alles! Leugnen will ich nicht, daß ich einsehe, am Rhein und Main die paar Sommer gut gewirkt zu haben, denn ich habe ja nur das Testament Johannis gepredigt: Kindlein liebt euch, und wenn das nicht gehen will: laßt wenigstens einander gelten! Und da wirst Du mir Beifall geben: wenn diese himmlische Botschaft in eurem Ninive einigermaßen Platz griffe, so

wärt ihr ganz andere Leute, ohne mehr oder weniger zu sein, als ihr seid.

Wozu aber der Aufwand von Tagen und Stunden persönlich-gegenwärtiger Wirkung! Ich will doch lieber in meiner stillen und unangefochtenen Wohnung so viel diktieren und kopieren und drucken und liegen lassen, damit es hinausgehe oder hinnen bleibe; damit jeder, wie Du ganz richtig fühlst, verschweigen könne, woher er's hat, und denn doch das ganze Menschenwesen ein bißchen aufgestutzt werde.

Die sämtlichen Narrheiten von Prä- und Postokkupationen, von Plagiaten und Halbentwendungen sind mir so klar und erscheinen mir läppisch. Denn was in der Luft ist und was die Zeit fordert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entspringen, ohne daß einer dem andern abborgt. Aber — hier wollen wir Halt machen, denn es ist mit dem Streit über Priorität wie über Legitimität: es ist niemand früher und rechtmäßiger, als wer sich erhalten kann.

Wenn Isegrimm [der berühmte Philologe F. A. Wolf] seine Absurdität gegen mich immer wieder erzählt, so deutet das auf ein böses Gewissen. Er wird nicht referieren, wie bestialisch ich dagegen mich geäußert habe. Glücklicher- oder unglücklicherweise hatt ich so viel Gläser Burgunder mehr als billig getrunken, und da hielt ich auch keine Maße. Meyer saß dabei, der immer gefaßt ist, und ihm war nicht wohl bei der Sache.

Es war der 27. Auguſt, nachts, und ich hatte mir ſchon freundlich ausgedacht, den 28. Auguſt, meinen Geburtstag, mit dieſem unerwartet angekommenen Freunde zu feiern. Meyer mußte durch Zufälligkeiten am Morgen fort, und ich ließ, obgleich ungern, jenen vortrefflichen Unerträglichen dahin fahren und blieb den 28. vergnügt allein. Jener im Widerſpruch Erſoffene hätte mir am Ende gar zur Feier meines Feſtes behauptet, ich ſei nie geboren worden.

Dies aber alles wird ihm zu Haus und zu Hof kommen, und zuletzt wird er nicht wiſſen, wo er hinaus ſoll. Herder hatte ſich auch ſolche jugendliche Unarten bis ins Alter durchzuführen vermeſſen und iſt darüber verzweifelnd in die Grube gefahren. Unterſuche Dich ja, ob Dir dergleichen Zeug in den Gliedern ſteckt; ich tu es alle Tage. Man muß von den höchſten Maximen der Kunſt und des Lebens in ſich ſelbſt nicht abweichen, auch nicht ein Haar, aber in der Empirie, in der Bewegung des Tages will ich lieber etwas Mittleres gelten laſſen, als das Gute verkennen, oder auch nur daran mäkeln.

An Zelter.

Eger, den 8. Auguſt 1822.

Von meinem Neuſt-Gedruckten ſollen ſaubere Exemplare bald nachfolgen; beſonders das Morphologiſch-Wiſſenſchaftliche, in zwei Bände geordnet, wo es eher nach etwas ausſieht.

Für Dich ist mir übrigens nicht bange: Deine Natur weiß zu assimilieren, worauf doch alles ankommt. Verstünde man seinen Vorteil, man würde nichts Überliefertes tadeln, sondern was uns nicht anmutet, liegen lassen, um es vielleicht künftig aufzunehmen. Dies begreifen die Menschen nicht und behandeln den Autor wie einen Garkoch; dafür liefert man ihnen denn auch Jahrmarkts-Bratwürste nach Herzenslust.

„Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Grotius."
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten lassen muß.

Lese ich nun den Homer, so sieht er anders aus als vor zehn Jahren; würde man dreihundert Jahre alt, so würde er immer anders aussehen.

Natürlich kam die Rede oft auf Musik.

An Zelter.

Karlsbad, den 2. Mai 1820.

Zuvörderst will ich zu Eurem Rafaelischen Fest Glück wünschen; es war gut ausgedacht und hat sich gewiß auch so ausgenommen. Es machte es Euch niemand so leichte nach. Laßt es immer Sitte werden, daß man die Heroen aller Art feiert, welche über die Atmosphäre des Neides und des Widerstrebens erhoben sind.

Die Musik hätte ich wohl hören mögen. Zu dem, was Du sagst, kann ich mir wenigstens einen Be-

griff aufstellen. Die reinste und höchste Malerei in der Musik ist die, welche Du auch ausübst. Es kommt darauf an, den Hörer in die Stimmung zu versetzen, welche das Gedicht angibt. In der Einbildungskraft bilden sich alsdann die Gestalten nach Anlaß des Textes: sie weiß nicht, wie sie dazu kommt. Muster davon hast Du gegeben in der „Johanna Sebus", „Mitternacht", „Über allen Gipfeln ist Ruh" und wo nicht überall? Deute mir an, wer außer Dir dergleichen geleistet hat. Töne durch Töne zu malen: zu donnern, zu schmettern, zu plätschern und zu patschen, ist detestabel. Das Minimum davon wird als Tüpfchen auf's i in obigen Fällen weislich benutzt, wie Du auch tust. Und so verwandle ich Ton- und Gehörloser, obgleich Guthörender, jenen großen Genuß in Begriff und Wort. Ich weiß recht gut, daß mir deshalb ein Drittel des Lebens fehlt; aber man muß sich einzurichten wissen . .

An Zelter.

Eger, den 24. August 1823.

Soviel zuerst: daß ich die kurzvergangene Zeit in Marienbad ohne Unbilden, ja heiter und wie in's Leben zurückkehrend, zugebracht habe, auch mich jetzt so wohl befinde, als ich mich lange Zeit nicht gefühlt.

Ferner sei gemeldet, daß mir nach jenem Kuß, dessen Spenderin [es war Lilli Parthey, eine Schülerin

Zelters, die einen Gruß und Kuß ihres Lehrers an Goethe brachte] Du wohl erraten haſt, noch eine herrliche Gunſt und Gabe von Berlin gekommen; Mad. Milder nämlich zu hören. Vier kleine Lieder, die ſie dergeſtalt groß zu machen wußte, daß die Erinnerung daran mir noch Tränen auspreßt. Und ſo iſt denn das Lob, das ich ihr ſeit ſo manchem Jahr erteilen höre, nicht ein kaltes geſchichtliches Wort mehr, ſondern weckt ein wahrhaft Vernommenes bis zur tiefſten Rührung. Grüße ſie zum ſchönſten! Sie verlangte etwas von meiner Hand und erhält durch Dich das erſte Blättchen, das ihrer nicht ganz unwert iſt.

In völlig anderem Sinne und doch für mich von gleicher Wirkung, hört ich Mad. Szymanowska, eine unglaubliche Pianoſpielerin; ſie darf wohl neben unſern Hummel geſetzt werden, nur daß ſie eine ſchöne liebenswürdige polniſche Frau iſt. Wenn Hummel aufhört, ſo ſteht gleichſam ein Gnome da, der mit Hilfe bedeutender Dämonen ſolche Wunder verrichtete, für die man ihm kaum zu danken ſich getraut; hört ſie aber auf und kommt und ſieht einen an, ſo weiß man nicht, ob man ſich nicht glücklich nennen ſoll, daß ſie aufgehört hat. Begegne ihr freundlich, wenn ſie nach Berlin kommt, welches wohl nächſtens geſchehen wird; grüße ſie von mir und ſei ihr behilflich, wo Du es angewendet findeſt.

. . . Dies führt mich auf Maler Henſel, der

mir die Jettons überbrachte. Auch er, wie so manche andere, hat ein eingebornes Talent; was aber daraus werden kann, das weiß — nicht Gott, der sich um dergleichen schwerlich bekümmert — aber ich weiß es, der ich diesem Irrsal seit mehr als zwanzig Jahren zusehe. Auch er steckt in dem seichten Dilettantismus der Zeit, der in Altertümelei und Vaterländelei einen falschen Grund, in Frömmelei ein schwächendes Element sucht, eine Atmosphäre, worin sich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Versuchler so gerne begegnen, wo eine hohle Phrasensprache, die man sich gebildet, so süßlich klingt, ein Maximengewand, das man sich auf den kümmerlichen Leib zugeschnitten hat, so nobel kleidet, wo man, täglich von der Auszehrung genagt, an Unsicherheit kränkelt und, um nur zu leben und fortzuwebeln, sich auf's schmählichste selbst belügen muß.

Verzeihe und laß mich schweigen, denn es ist schon zuviel gesagt; dem redlich denkenden Einsichtigen aber bleibt es gräßlich, eine ganze nicht zu verachtende Generation unwiederbringlich im Verderben zu sehen. Die Älteren merken es schon, können aber weder sich selbst retten, noch mögen sie die andern warnen: denn es ist schon Sekte, die zusammenbleiben muß, wenn sie gelten will, wo der Antretende sich und der Austretende die übrigen betrügt. Nochmals Verzeihung, denn ich erbitte sie von mir; man verdirbt sich immer eine

Stunde, wenn man solche fruchtlose Schmerzen erneuert.

Auch ist es trostlos, von politischen Dingen, wohin man auch horcht, zu vernehmen. Mich von allen solchen wie von ästhetischen Gesprächen und Vorlesungen zu befreien, hatte ich mich auf sechs Wochen einem sehr hübschen Kinde [Ulrike v. Levetzow] in Dienst gegeben, da ich denn vor allen äußern Unbilden völlig gesichert war.

Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste! Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägerkorps, falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sag ich mir: du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zweimal), und so hat sich dieses Organ, insofern es in dir ist, zugeschlossen und abgesondert. Nun fällt die Himmlische auf einmal über dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesamtheit eingeschlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im ersten Takte Deiner Singakademie den Saal verlassen müßte. Und wenn ich jetzt bedenke: alle Woche nur einmal eine Oper zu hören, wie wir sie geben (einen „Don Juan", die „Heimliche Heirat"), sie in sich zu erneuern und

dieſe Stimmung in die übrigen eines tätigen Lebens aufzunehmen; ſo begreift man erſt, was das heiße, einen ſolchen Genuß zu entbehren, der wie alle höhern Genüſſe den Menſchen aus und über ſich ſelbſt, zugleich auch aus der Welt und über ſie hinaus hebt.

Wie ſchön, wie notwendig wär es nun, daß ich an Deiner Seite zu verweilen Gelegenheit fände! Du würdeſt mich durch allmähliche Leitung und Prüfung von einer krankhaften Reizbarkeit heilen, die denn doch eigentlich als die Urſache jenes Phänomens anzuſehen iſt, und mich nach und nach fähig machen, die ganze Fülle der ſchönſten Offenbarung Gottes in mich aufzunehmen. Nun muß ich ſehen, durch einen klang- und formloſen Winter durchzukommen, vor dem mir denn doch gewiſſermaßen graut. Doch wollen wir mit gutem Humor und Mut auch die ſchwarzen Tage für uns und die Freunde zu nutzen ſuchen.

Oft ſprachen ſich die beiden alten Herren über die neue Zeit und die neueſten Strömungen unter Künſtlern, Gelehrten und Politikern aus. Einſt berichtete Zelter über die Aufführung „einer neuen zentnerſchweren Zauberoper Alcidor“: die Muſik ſei ein Chaos von den rarſten Effekten, die ſich untereinander aufreiben wollten. An ſolchen Erſcheinungen wurden die Söhne des achtzehnten Jahrhunderts gewahr, daß ſie aus einer Zeit ſchlichteren, langſameren, anſpruchsloſeren Lebens ſtammten.

An Zelter.

Weimar, den 6. Juni 1825.

Ich kann nicht schließen, ohne jener überfüllten Musik nochmals zu gedenken; alles aber, mein Teuerster, ist jetzt ultra, alles transcendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Tun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann die Rede nicht sein; einfältiges Zeug gibt es genug.

Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde; dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancasterische Lehrmethode und was nicht alles.

Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen! Wir werden, mit vielleicht noch

Wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die sobald nicht wiederkehrt.

An Zelter.

Weimar, den 2. Januar 1826.

„Wer will, der muß!" und ich fahre fort: wer einsieht, der will. Und so wären wir wieder im Kreise dahin gelangt, wo wir ausgingen: daß nämlich man aus Überzeugung müssen müsse. Für die nächstfolgende Zeit können wir daher viel Gutes hoffen.

So manches, auf Kunst und Wissenschaft bezüglich, kommt mir fast täglich vor die Augen. Darunter wäre nichts Falsches, wenn der Mensch nicht schwach wäre und er nicht zugleich das, was für ihn das Letzte ist, auch für das Letzte halten wollte. Überhaupt aber begegnen mir sehr viel schöne, reine, hohe Ansichten. Man läßt gelten, was man nicht erreichen kann; man freut sich des, was man nicht zu tun im stande wäre; wie denn doch am Ende jeder tüchtige Mensch verfahren muß, um selbst etwas zu sein, um nach seiner Weise zu wirken, was auch Dilettanterei und damit notwendig verknüpftes Nivellieren im Laufe des Tages verderben oder hindern mag. Am Ende stellt sich alles her, wenn derjenige, welcher weiß, was er will und kann, in seinem Tun und Wirken unabläßig beharrt. Du weißt es am besten und erfährst es jeden Tag.

An Zelter.

Weimar, den 23.—29. März 1827.

Ich ſagte neulich bei einer Gelegenheit, die ich vielleicht bald näher bezeichne: il faut croire à la simplicité! zu Deutſch: man muß an die Einfalt, an das Einfache, an das urſtändig Produktive glauben, wenn man den rechten Weg gewinnen will. Dieſes aber iſt nicht jedem gegeben: wir werden in einem künſtlichen Zuſtande geboren, und es iſt durchaus leichter, dieſen immer mehr zu bekünſteln, als zu dem Einfachen zurückzukehren.

Nun iſt auch, mein Teuerſter, Dein Brief vom 23. März angekommen, und ich habe darauf wie immer zu erwidern, daß es eine Freude ſei, mit Dir zu verkehren. Du nimmſt Dir, nach alter Weiſe, einen prägnanten Punkt heraus, und entfalteſt ihn zum beſten Verſtändnis und Nutzanwendung, und mich freut nun erſt mein gefundenes Weizenkorn, da Du dasſelbe zu einer reichen Ernte gefördert haſt. Die Vollendung des Kunſtwerks in ſich ſelbſt iſt die ewige unerläßliche Forderung! Ariſtoteles, der das Vollkommenſte vor ſich hatte, ſoll an den Effekt gedacht haben! welch ein Jammer!

Stünden mir jetzt, in ruhiger Zeit, jugendlichere Kräfte zu Gebot, ſo würde ich mich dem Griechiſchen völlig ergeben, trotz allen Schwierigkeiten, die ich kenne. Die Natur und Ariſtoteles würden mein Augenmerk ſein. Es iſt über alle Begriffe, was

dieſer Mann erblickte, ſah, ſchaute, bemerkte, beobachtete, dabei aber freilich im Erklären ſich übereilte.

Tun wir das aber nicht bis auf den heutigen Tag? An Erfahrung fehlt es uns nicht, aber an Gemütsruhe, wodurch das Erfahrne ganz allein klar, wahr, dauerhaft und nützlich wird.

Als Zelter einen zweiten Sohn durch den Tod verlor, erwiderte Goethe auf die Anzeige:

An Zelter.

Weimar, den 19. März 1827.

Was ſoll der Freund dem Freunde in ſolchem Falle erwidern! Ein gleiches Unheil ſchloß uns auf's engſte zuſammen, ſo daß der Verein nicht inniger ſein kann. Gegenwärtiges Unglück läßt uns, wie wir ſind, und das iſt ſchon viel.

Das alte Märchen der tauſendmaltauſend und immer noch einmal einbrechenden Nacht erzählen ſich die Parzen unermüdet. Lange leben heißt viele überleben: ſo klingt das leidige Ritornell unſeres vaudevilleartig hinſchludernden Lebensganges; es kommt wieder an die Reihe, ärgert uns und treibt uns doch wieder zu neuem ernſtlichem Streben.

Mir erſcheint der zunächſt mich berührende Perſonenkreis wie ein Konvolut ſibylliniſcher Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerſtiebt und dabei den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höhern

Wert verleiht. Wirken wir fort, bis wir, vor oder nach einander, vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen.

Lebewohl und gedenke meiner treuen Anhänglichkeit in guten und bösen Tagen! Setze Dich nieder, öfters an mich zu schreiben; immer werd ich eine Stunde und genugsamen Anlaß finden, zu erwidern und zu senden.

Als dann Zelter dem alten Dichter nach dessen Sohnes Tode sein Beileid ausgedrückt hatte, begann Goethe die Antwort mit dem alten Satze: „Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen."

An Zelter.

Weimar, den 30. November 1830.

Nemo ante obitum beatus ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figuriert, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: „Prüfungen erwarte bis zuletzt."

Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt; mir auch nicht, und es scheint, als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man sei nicht aus Nerven,

Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten.

Dank für Deinen lieben Brief! Hatt ich Dir doch auch einmal eine solche Hiobsbotschaft als gastlichen Gruß einzureichen! Dabei wollen wir es denn bewenden lassen.

Das eigentliche Wunderliche und Bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jünger-Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiter zu tragen habe.

Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge als: mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.

„Der Körper muß, der Geist will." Es gelang dem Achtziger noch manche Arbeit und schließlich etwas kaum noch Gehofftes: die Vollendung der Faustdichtung, die er in früheren Jahrzehnten oft gefördert, aber auch immer wieder unvollendet beiseite gelegt hatte.

An Zelter.

Weimar, den 29. April 1830.

Hiebei werd ich veranlaßt, Dir etwas Wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich nach einer strengen schnellen Resolution alles

Zeitungsleſen abgeſchafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das geſellige Leben überliefern will. Dieſes iſt von der größten Wichtigkeit: denn, genau beſehen, iſt es von Privatleuten doch nur eine Philiſterei, wenn wir demjenigen zuviel Anteil ſchenken, was uns nichts angeht.

Seit den ſechs Wochen, daß ich die ſämtlichen franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen laſſe, iſt es unſäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles wegſchaffte.

Die letzten Bände meiner Werke ſind nun in den Händen der Drucker, die nötigſten Briefe und Antworten ſind faſt alle beſeitigt. Und dann darf ich Dir wohl in's Ohr ſagen: ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl wert wäre. Alſo wollen wir uns, ſolange es Tag iſt, nicht mit Allotrien beſchäftigen!

An Zelter.

Weimar, den 1. Juni 1831.

Fahre ja fort, mein Guter, aus der reichen äußern Ernte, in die Du geſendet biſt, mir von Zeit zu Zeit einige Büſchel zuzuſchicken, indes ich ganz in's innere Kloſterleben beſchränkt bin, um, damit ich es nur mit wenig Worten ausſpreche, den zweiten Teil meines „Fauſt" zu vollenden. Es iſt keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigſten Jahre

konzipiert hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengerippe mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Rätsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache.

Sogar über die Anfänge des modernen französischen Sozialismus (durch den Grafen St. Simon und seine Schüler) und über allerneueste Richtungen in der französischen Literatur sprach sich Goethe noch gegen den alten Gesinnungsgenossen aus.

An Zelter.

Weimar, den 28. Juni 1831.

Bei manchen innern stillen Arbeiten, wobei ich Dein immerfort gedenke, bin ich auch in das neuere Französische mitunter hineingezogen worden und habe bei solcher Veranlassung über die Religion Simoniennne nachzudenken gehabt. An der Spitze dieser Sekte stehen sehr gescheite Leute; sie kennen die Mängel unserer Zeit sehr genau und verstehen auch das Wünschenswerte vorzutragen. Wie sie sich aber anmaßen wollen, das Unwesen zu beseitigen und das Wünschenswerte zu befördern, so hinkt es überall. Die Narren bilden sich ein, die Vorsehung verständig spielen zu wollen, und versichern, jeder solle nach seinem Verdienst belohnt werden, wenn er sich mit Leib und Seele, Haut und Haar an sie anschließt und sich mit ihnen vereinigt.

Welcher Mensch, welche Gesellschaft dürfte dergleichen aussprechen! Da man ja von Jugend auf nicht leicht jemand kennen und die Steigerung seiner Tätigkeit beurteilen wird. Wodurch betätigt sich denn zuletzt der Charakter, als daß er sich in der Tagesbewegung, im Hin- und Wiederwirken bildet? Wer unterstünde sich, den Wert der Zufälligkeiten, der Anstöße, der Nachklänge zu bestimmen? Wer getraute sich, die Wahlverwandtschaften zu würdigen? Genug, wer sich unterfteht, zu schätzen, was der Mensch ist, er müsse in Anschlag bringen, was er war und wie er's geworden ist. Solche allgemeine Unverschämtheiten haben wir gar oft schon erlebt, sie kehren immer zurück und müssen geduldet werden.

Den letzten Geburtstag verlebte der Dichter in Ilmenau, wo er in jungen Jahren sich eifrig um die Wiedererweckung alter Bergwerke bemüht hatte.

An Zelter.

Weimar, den 4. September 1831.

Sechs Tage, und zwar die heitersten des ganzen Sommers, war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in früheren Jahren viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehens gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen, des höchsten Gipfels der Tannenwälder, rekognoszierte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das Du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast:

„Über allen Gipfeln iſt Ruh."

Nach ſo vielen Jahren war denn zu überſehen: das Dauernde, das Verſchwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergeſſen und verſchmerzt. Die Menſchen lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eiſen ward geſchmolzen, Braunſtein aus den Klüften gefördert, wenn auch in dem Augenblick nicht ſo geſucht wie ſonſt. Pech ward geſotten, der Ruß aufgefangen, die Rußbüttchen künſtlichſt und kümmerlichſt verfertigt, Steinkohlen mit unglaublicher Mühe zu Tage gebracht, koloſſale Urſtämme in der Grube unter dem Arbeiten entdeckt; und ſo ging's denn weiter fort vom alten Granit durch die angrenzenden Epochen, wobei immer neue Probleme ſich entwickeln.

Im ganzen herrſcht ein wundernswürdiges Benutzen der mannigfaltigſten Erd- und Bergoberflächen und Tiefen.

Ein Komponiſt gleichen Ranges wie Zelter war Johann Friedrich Reichardt; auch er ſchuf die Muſik zu vielen Goethiſchen Liedern und auch zu einigen Goethiſchen Singſpielen. Aber mit ihm hatte Goethe kein ſo herzliches Verhältnis, und in den „Xenien" wurde Reichardt ſcharf angegriffen. Als dieſer aber nach einer lebensgefährlichen Erkrankung Goethes dieſem ſeine Freude über die Geneſung ausſprach, da gab ſich Goethe gern der Freude hin, ſich mit einem Gegner zu verſöhnen.

An J. F. Reichardt.

Weimar, den 5. Februar 1801.

Nicht jedermann zieht von seinen Reisen solchen Vorteil als ich von meiner kleinen Abwesenheit. Da ich von der nahfernen Grenze des Totenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich so viele Teilnehmende, welche mir die schmeichelhafte Überzeugung gaben, daß ich sonst nicht allein für mich, sondern auch für andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, sondern auch Fremde und Entfremdete, bezeigten mir ihr Wohlwollen, und, wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung als die Abneigung herrscht, so sollte ich auch bei meinem Wiedereintritt ins Leben dieses Glücks teilhaft werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten.

Wie angenehm Ihr Brief mir in diesem Sinne war, sagen Sie sich selbst mit der Herzlichkeit, mit der er geschrieben ist. Ein altes gegründetes Verhältnis wie das unsrige konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden. Um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Überzeugung es wieder herstellt.

Von dem, was ich gelitten habe, weiß ich wenig zu sagen. Nicht ganz ohne vorhergehende Warnung überfiel mich kurz nach dem neuen Jahre die Krankheit und bekämpfte meine Natur unter so vielerlei seltsamen Formen, daß meine Genesung selbst den

erfahrensten Ärzten auf einige Zeit zweifelhaft werden mußte. Neun Tage und neun Nächte dauerte dieser Zustand, aus dem ich mich wenig erinnere. Das glücklichste war, daß in dem Augenblicke, als die Besinnung eintrat, ich mich selbst ganz wieder fand.

Man erzählt von Hallern, daß, als er einmal eine Treppe herunter und auf den Kopf gefallen war, er sogleich, nachdem er aufgestanden, sich die Namen der chinesischen Kaiser nach der Reihe hergesagt, um zu versuchen, ob sein Gedächtnis gelitten habe.

Mir ist nicht zu verdenken, wenn ich ähnliche Proben anstellte. Auch hatte ich Zeit und Gelegenheit, in den vergangnen vierzehn Tagen mir manche von den Fäden zu vergegenwärtigen, die mich an's Leben, an Geschäfte, an Wissenschaft und Kunst knüpfen. Keiner ist abgerissen, wie es scheint; die Kombination geht wie vor alters fort, und die Produktion scheint auch in einem Winkel zu lauern, um mich vielleicht bald durch ihre Wirkungen zu erfreuen.

Doch wollen wir uns indes als Genesende behandeln und, zufrieden mit einer so baldigen Wiederherstellung nach einem so großen Übel, in geschäftigem Müßiggang dem Frühjahr entgegenschlendern.

Das erste höhere Bedürfnis, was ich nach meiner Krankheit empfand, war nach Musik, das man denn auch, so gut es die Umstände erlaubten, zu be-

friedigen suchte. Senden Sie mir doch ja Ihre neusten Kompositionen; ich will mir und einigen Freunden damit einen Festabend machen.

Empfehlen Sie mich dankbar bekannten und unbekannten Wohlwollenden und Teilnehmenden in Berlin.

Ich wünsche nichts mehr, als so vielen Freunden, die auf meine Existenz einen Wert setzen, auch künftig zur Freude und zum Nutzen zu leben.

Nehmen Sie wiederholten Dank für Ihre Annäherung in diesem Zeitpunkt und genießen einer dauerhaften Gesundheit!

Wie schon gesagt, konnte Goethe den hohen Vorrang Beethovens über die Zelter und Reichardt nicht wie wir Heutigen erkennen, und Beethovens wunderliches Benehmen im persönlichen Verkehr sagte dem weimarischen Minister, der auf gute gesellige Formen großen Wert legte, nicht zu. So kam es zwischen den beiden größten Künstlern ihrer Zeit nur zu flüchtiger Bekanntschaft. Beethoven schickte durch einen Herrn v. Oliva ein Schreiben an Goethe nach Weimar, in dem er seine Musik zum „Egmont" ankündigte; Goethe erwiderte:

An Ludwig van Beethoven.

Karlsbad, den 25. Juni 1811.

Ihr freundliches Schreiben, mein wertgeschätzter Herr, habe ich durch Herrn von Oliva zu meinem großen Vergnügen erhalten. Für die darin ausgedrückten Gesinnungen bin ich von Herzen dankbar

und kann versichern, daß ich sie aufrichtig erwidre: denn ich habe niemals etwas von Ihren Arbeiten durch geschickte Künstler und Liebhaber vortragen hören, ohne daß ich gewünscht hätte, Sie selbst einmal am Klavier zu bewundern und mich an Ihrem außerordentlichen Talent zu ergötzen. Die gute Bettine Brentano verdient wohl die Teilnahme, welche Sie ihr bewiesen haben. Sie spricht mit Entzücken und der lebhaftesten Neigung von Ihnen und rechnet die Stunden, die sie mit Ihnen zugebracht, unter die glücklichsten ihres Lebens.

Die mir zugedachte Musik zu „Egmont" werde ich wohl finden, wenn ich nach Hause komme, und bin schon im voraus dankbar, denn ich habe derselben bereits von mehreren rühmlich erwähnen hören und gedenke sie auf unserm Theater zu Begleitung des gedachten Stückes diesen Winter geben zu können, wodurch ich sowohl mir selbst, als Ihren zahlreichen Verehrern in unserer Gegend einen großen Genuß zu bereiten hoffe. Am meisten aber wünsche ich Herrn von Oliva recht verstanden zu haben, der uns Hoffnung machte, daß Sie auf einer vorhabenden Reise Weimar wohl besuchen könnten. Möchte es doch zu einer Zeit geschehen, wo sowohl der Hof als das sämtliche musikliebende Publikum versammelt ist! Gewiß würden Sie eine Ihrer Verdienste und Gesinnungen würdige Aufnahme finden. Niemand aber kann dabei mehr interessiert sein als ich, der ich mit dem Wunsche, recht wohl zu leben,

mich Ihrem geneigten Andenken empfehle und für so vieles Gute, was mir durch Sie schon geworden, den aufrichtigsten Dank abstatte.

Ein Mann, mit dem sich Goethe vollkommen verstand, war (Graf) Karl Friedrich Reinhard. Ursprünglich schwäbischer Theologe, war er als Hauslehrer nach Frankreich gekommen und in die französische Revolution und später in den französischen Staatsdienst hineingezogen. Er bekleidete unter allen Regierungsformen von 1791—1837 wichtige Posten; namentlich wirkte er als französischer Gesandter in deutschen Staaten; er war dabei stets deutsch gesinnt, wenn auch nicht im politisch-nationalen Sinne. Als Weltbürger betrachteten Goethe und Graf Reinhard die großen Umwälzungen zu ihrer Zeit, immer auf eine höhere Kultur aller Völker bedacht. An Leser von Reinhards Art dachte Goethe am liebsten bei seinen Arbeiten.

An Graf Reinhard.

Weimar, den 31. Dezember 1809.

Das alte Jahr soll nicht vorübergehen, ohne daß ich noch einmal bei Ihnen eintrete und mich Ihrem freundlichen Andenken empfehle. Die Zeitungen hatten mich benachrichtigt, daß Sie nach Hamburg gegangen, und ich wünschte den Hansastädten zu einem solchen Mittelsmanne Glück. Haben Sie recht vielen Dank, daß Sie mir von Ihrer Rückkehr sobald Nachricht geben, sowie von Ihrer stattlichen Beförderung [zum Grafen]. Diese ist so wohlverdient, daß ich, ohne ein Prophet zu sein, sie bei

meinen heraldiſchen Verſuchen wohl voraus andeuten konnte.

Was mich betrifft, ſo habe ich dieſe letzten drei Monate ſtill und im Durchſchnitt fleißig gelebt. Die „Wahlverwandtſchaften" ſchickte ich eigentlich als ein Zirkular an meine Freunde, damit ſie meiner wieder einmal an manchen Orten und Enden gedächten. Wenn die Menge dieſes Werkchen nebenher auch lieſt, ſo kann es mir ganz recht ſein. Ich weiß, zu wem ich eigentlich geſprochen habe und wo ich nicht mißverſtanden werde. Mit dieſer Überzeugung war auch Ihnen das Büchlein adreſſiert, und Sie ſind ſehr liebenswürdig, mich ausdrücklich zu verſichern, daß ich mich nicht geirrt habe.

Das Publikum, beſonders das deutſche, iſt eine närriſche Karrikatur des Demos; es bildet ſich wirklich ein, eine Art von Inſtanz, von Senat auszumachen und im Leben und Leſen dieſes oder jenes wegvotieren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen iſt kein Mittel als ein ſtilles Ausharren. Wie ich mich denn auf die Wirkung freue, welche dieſer Roman in ein paar Jahren auf Manchen beim Wiederleſen machen wird. Wenn ungeachtet alles Tadelns und Geſchreis das, was das Büchlein enthält, als ein unveränderliches Faktum vor der Einbildungskraft ſteht, wenn man ſieht, daß man mit allem Willen und Widerwillen daran doch nichts ändert, ſo läßt man ſich in der Fabel zuletzt

auch ſo ein apprehenſives Wunderkind gefallen, wie man ſich in der Geſchichte nach einigen Jahren die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaiſers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet ſein Recht wie das Geſchehene.

Iſt es einigermaßen möglich, ſo ſchließe ich meine Arbeit über die Farbenlehre zu Oſtern ab, und Sie erhalten im Mai das Werk mit den Tafeln. Die beiden Bände, die ich nebeneinander ausgearbeitet habe, ſind nun ſchon zuſammen auf 65 Bogen gewachſen; und wenn gegen das Ende eines Unternehmens alles geſchwinder geht, ſo denke ich, der Schluß ſoll ſich zuletzt unvermutet anfügen. Auch dieſem Werke wird es ergehen wie andern: erſt wird es bloß ſein Daſein und dann ſeinen Platz behaupten. Von der Gunſt des Augenblicks mag ich wenig hoffen; doch ſoll es mir ganz lieb ſein, wenn mein Unglaube auf eine oder die andere Weiſe beſchämt wird.

Verzeihen Sie, wenn ich aus meiner Höhle, in der ich von nichts anderm weiß, als von dem, worüber ich gerade jetzt brüte, Ihnen von ſolchen Dingen ſchreibe, die ſich in der großen tätigen politiſchen Welt nur wie Geſpenſter ausnehmen mögen. Indeſſen haben Sie mich durch eine frühere Teilnahme verwöhnt, und ſo will ich denn auch bei meiner alten Überzeugung verharren, daß Ihnen die Freundſchaft ein dauerndes Intereſſe für ſolche fremde und ferne Dinge einflößen kann.

An Graf Reinhard.

Weimar, den 22. Januar 1811.

Daß meine „Pandora" in Ihnen den Wunsch erregt hat, sich wieder einmal mit mir zu unterhalten, freut mich sehr. Ich erinnerte mich dabei eines schmeichelnden Vorwurfs, den mir einst ein Jugendfreund [Merck] machte, indem er sagte: Das, was du lebst, ist besser, als was du schreibst; und es sollte mir lieb sein, wenn es noch so wäre. Jenes Werkchen ist freilich etwas lakonisch zusammengearbeitet; aber nicht des Buchhändlers, sondern meine Schuld ist es, daß Sie nur vier Bogen davon erhalten haben: denn die übrigen sind noch nicht gedruckt, ja noch nicht einmal geschrieben.

Da diese Wintertage sich mehr zur Reflexion als zur Produktion schicken, so habe ich des Herrn Degerando Histoire comparée des Systèmes de Philosophie gelesen und mich dabei meines Lebens und Denkens von Jugend auf erinnern können. Denn die sämtlichen möglichen Meinungen gehn uns doch nach und nach, teils historisch, teils produktiv durch den Kopf. Bei Lesung dieses Werks begriff ich auf's neue, was der Verfasser auch sehr deutlich ausspricht: daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind und eben deshalb eine durchgehende gleichförmige Überzeugung unmöglich ist. Wenn man nur weiß, auf welcher Seite man steht, so hat man

schon genug getan; man ist alsdann ruhig gegen sich und billig gegen andre.

An Graf Reinhard.

Weimar, den 25. Januar 1813.

Es freut mich sehr, daß auch Sie von meinem zweiten Teile [„Wahrheit und Dichtung"] Gutes gehört haben: denn ich bedarf Mut und Lust zum dritten. Jeder Teil, ja ein jedes Buch dieses Werkleins muß einen andern Charakter haben und so diesen und jenen Leser verschieden ansprechen.

In manchen anderen Dingen, für die Sie meine Neigung kennen, arbeite ich im stillen fort und habe das Glück, in jedem Fache mich ebenfalls stiller Mitarbeiter zu freuen, und ich hoffe noch auf manche schöne Resultate der Erfahrung wie der Theorie. Aber man muß dergleichen Dinge heimlich und heilig halten und, wenn man nicht massenhaft damit hervortreten kann, lieber davon schweigen. Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tageblattsverzetteln für Schaden tun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden. Ich halte mir in denen

Dingen, die mich intereſſieren, lichte Punkte und lichte Menſchen feſt; das übrige mag quirlen, wie es will und kann.

Unſer guter Wieland hat uns in dieſen Tagen verlaſſen, nachdem er nur kurze Zeit ſich mehr matt und ſchwach als krank befunden. Am dritten September ward ſein achtzigſter Geburtstag noch feierlich begangen. Geiſtesruhe und Tätigkeit hielten ſich bei ihm ſo ſchön das Gleichgewicht, und ſo hat er, mit der größten Gelaſſenheit und ohne das mindeſte leidenſchaftliche Streben, unendlich viel auf geiſtige Bildung der Nation gewirkt. Ich habe mir in dieſen Tagen ſein Weſen und Tun rekapituliert; es iſt höchſt merkwürdig und in Deutſchland einzig in ſeiner Art. Die Franzoſen haben eher ähnliche Männer aufzuweiſen.

Und nun ſein Sie mir herzlich gegrüßt unter den Lebendigen.

An Graf Reinhard.

Weimar, den 12. Mai 1826.

Daß die Herren vom Globe [d. h. die Mitarbeiter der franzöſiſchen Zeitſchrift Le Globe] mir wohlwollen, iſt ganz billig, denn ich bin wirklich für ſie eingenommen. Man wird eine Geſellſchaft junger, energiſcher Männer gewahr; ihre Hauptzwecke glaube ich zu begreifen, ihr Benehmen iſt klug und kühn. Freilich macht in Frankreich die nächſte Vergangenheit aufmerken und erregt Gedanken, zu denen man ſonſt nirgends gelangen würde. Doch hat mich ge-

freut, einige meiner geheimen und geheim gehaltenen Überzeugungen ausgesprochen und genugsam kommentiert zu sehen. Ich werde nicht aufhören, Gutes von diesen Blättern zu sagen; sie sind das Liebste, was mir jetzt zu Händen kommt, werden geheftet, rück- und vorwärts gelesen.

Eine Rezension der Übersetzung meiner dramatischen Arbeiten hat mir auch viel Vergnügen gemacht: verhalt ich mich doch selbst gegen meine Produktionen ganz anders als zur Zeit, da ich sie konzipierte. Nun bleibt es höchst merkwürdig, wie sie sich zu einer fremden Nation verhalten und zwar so spät, bei ganz veränderten Ansichten der Zeit.

Was auf mich besonders erfreulich wirkt, das ist der gesellige Ton, in dem alles geschrieben ist. Man sieht diese Personen denken und sprechen immerfort in großer Gesellschaft, wenn man dem besten Deutschen immer die Einsamkeit abmerkt und jederzeit nur eine eingelernte Stimme vernimmt.

Den Symbolikern konnte ich bisher nicht gut sein; sie sind im Grunde Antiklassiker, und haben in Kunst und Altertum, insofern es mich interessiert, nichts Gutes gestiftet, ja dem, was ich nach meiner Weise fördere, durchaus geschadet. Wir wollen sehen, ob in der Folge an irgend eine Teilnahme und Annäherung zu denken ist.

Überhaupt muß ich mich jetzt sehr zusammennehmen und mehr als jemals alles Polemische an

mir vorübergehen lassen. Der Mensch hat wirklich viel zu tun, wenn er sein eigenes Positive bis an's Ende durchführen will. Glücklicherweise bleibt uns zuletzt die Überzeugung, daß gar vieles neben uns bestehen kann und muß, was sich gerne wechselseitig verdrängen möchte: der Weltgeist ist toleranter, als man denkt.

An Graf Reinhard.

Weimar, den 7. September 1831.

Die diesmal sehr gesteigerte Feier des 28. August, welche ich zu dämpfen kein Recht hatte, glaubte ich nicht in der Nähe bestehen zu können. Deshalb verfügte ich mich mit meinen beiden Enkeln nach Ilmenau, um die Geister der Vergangenheit durch die Gegenwart des Herankommenden auf eine gesetzte und gefaßte Weise zu begrüßen.

Die jungen Wesen, worunter sich der liebe Pate besonders hervortat, drangen ohne poetisches Vehikel in die ersten unmittelbarsten Zustände der Natur. Sie sahen die Kohlenbrenner an Ort und Stelle, Leute, die das ganze Jahr weder Brot, noch Butter, noch Bier zu sehen kriegen und nur von Erdäpfeln und Ziegenmilch leben. Andere, wie Holzhauer, Glasbläser, sind in ähnlichem Falle, aber alle heiterer als unsereiner, dessen Kahn sich so vollgepackt hat, daß er jeden Augenblick fürchten muß, mit der ganzen Ladung unterzugehen.

Indessen muß man nicht versäumen, Ruder und Segel und sonstige Griffe des Handwerks zu be-

nutzen, um über die Welle des Augenblicks wegzukommen.

Als Poet denk ich immer, daß auf stranden sich landen reime, und somit Gott befohlen! Doch warum sag ich Ihnen das? Da Sie hierin erfahrener und gewandter sind als wir Sedentarier [Stubenhocker] alle.

Bekräftigen muß ich aber doch vertraulich, daß es mir gelungen ist, den zweiten Teil des „Faust" in sich selbst abzuschließen. Ich wußte schon lange her, was, ja sogar wie ich's wollte, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit anlachten. Nun bedurft es zuletzt einen recht tüchtigen Entschluß, das Ganze zusammenzuarbeiten. Ich bestimmte fest in mir: es müsse vor meinem Geburtstage geschehen sein. Und es war in der Hälfte des Augusts, daß ich nichts mehr daran zu tun wußte, das Manuskript einsiegelte, damit es mir aus den Augen und aus allem Anteil sich entfernte. Nun mag es dereinst die spezifische Schwere der folgenden Bände meiner Werke vermehren, wie und wann es damit auch werde. Mein Wunsch ist, daß es Ihnen zu guter Stunde in die Hand kommen möge. Aufschluß erwarten Sie nicht; der Welt- und Menschengeschichte gleich, enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues aufzulösendes.

Durch den Grafen Reinhard wurden Goethen die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée aus Köln zugeführt: Katholiken, Freunde der romantischen Dichter und Maler, an denen Goethe viel auszusetzen hatte, und namentlich Verehrer alter gotischer Bau-, Bildner- und Malkunst, während Goethe doch im Griechentum das Heil der Kunst sah. Der Ausbau des Kölner Domes war das eifrigste Bestreben der Boisserées; daneben gründeten sie eine Sammlung von 200 altdeutschen Gemälden, die sie zumeist erst entdeckten und bekannt machten. Es ist ein schönes Zeugnis für Goethes Duldsamkeit und Vielseitigkeit, daß er mit dem jungen Sulpiz Boisserée eine herzliche andauernde Freundschaft hatte. Er besuchte ihn 1814 und 1815 in Heidelberg und hatte mit ihm vertrauteste Gespräche. Ihr Briefwechsel dauerte bis zu Goethes Tode.

An Sulpiz Boisserée.

Weimar, den 22. Oktober 1826.

Verzeihen Sie, mein Bester, wenn ich Ihnen exaltiert scheine, aber da mich Gott und seine Natur so viele Jahre mir selbst gelassen haben, so weiß ich nichts besseres zu tun, als meine dankbare Anerkennung durch jugendliche Tätigkeit auszudrücken. Ich will des mir gegönnten Glücks, solange es mir auch gewährt sein mag, mich würdig erzeigen und ich verwende Tag und Nacht auf Denken und Tun, wie und damit es möglich sei.

Tag und Nacht ist keine Phrase, denn gar manche nächtliche Stunden, die dem Schicksale meines Alters gemäß ich schlaflos zubringe, widme ich nicht vagen und allgemeinen Gedanken, sondern ich betrachte

genau, was den nächsten Tag zu tun, das ich denn auch redlich am Morgen beginne und, soweit es möglich, durchführe. Und so tu ich vielleicht mehr und vollende sinnig in zugemessenen Tagen, was zu einer Zeit versäumt, wo man das Recht hat, zu glauben oder zu wähnen, es gebe noch Wiedermorgen und Immermorgen.

Die „Helena" ist eine meiner ältesten Konzeptionen, gleichzeitig mit Faust, immer nach einem Sinne, aber immer um und um gebildet. Was zu Anfang des Jahrhunderts fertig war, ließ ich Schillern sehen, der, wie unsere Korrespondenz ausweist, mich treulich aufmunterte, fort zu arbeiten. Das geschah auch; aber abgerundet konnte das Stück nicht werden als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine volle dreitausend Jahre spielt, vom Untergange Trojas bis auf die Zerstörung Missolonghis; phantasmagorisch freilich, aber mit reinster Einheit des Orts und der Handlung.

Und so mag es genug sein! Ist dies aber nicht schlimmer, als wenn ich gar nichts gesagt hätte? Welchen Wert man endlich auch dem Stücke zuschreiben mag, dergleichen habe ich noch nicht gemacht, und so darf es gar wohl als das neueste gelten.

Da ich nun wieder lese, was hier auf dem Papier steht, so frage ich mich, ob ich es denn auch fortschicken soll? Denn eigentlich soll man nicht reden von dem, was man tun will, nicht von dem, was

man tut, noch was man getan hat. Alles dreis iſt gewiſſen Inkonvenienzen unterworfen, die nicht zu vermeiden ſind. Warum wohnen wir nicht näher aneinander, daß man ſich noch einige Zeit freier und vollſtändiger mitteilen könnte!

Zelter hat mir meine Briefe, die ſich beinahe von dreißig Jahren her datieren, zugeſendet; ſie liegen nunmehr mit den meinen verſchränkt in reinlichſter Abſchrift vor mir. Zwei Abende der Woche leſe ich ſie mit Riemern durch, um Schreibfehler, Interpunktionen und ſonſt zu berichtigen. Jedesmal gedenke ich Ihrer und wünſche Sie zu uns her. Auch hierbei bewährt ſich die alte Wahrheit: man ſoll wenig tun, aber Tüchtiges, und es wirken laſſen nach Zeit und Umſtänden. Wie manches, was wir vor zehn bis fünfzehn Jahren unter uns mit einiger Scheu kaum auszuſprechen wagten, iſt jetzt trivial geworden, und kaum weiß die Welt, was ſie gewonnen hat, und die damals nicht wußten, was ſie wollten, wiſſen's noch nicht.

An Sulpiz Boiſſerée.

Weimar, den 20. März 1831.

Von mir ſelbſt kann ich nur ſagen, daß ich die geneigte Manifeſtation der moraliſchen Weltordnung nicht genug verehren kann, die mir erlaubte, mich körperlich und geiſtig auf eine Weiſe wiederherzuſtellen, die dem Augenblick allenfalls genug tut. Denn daß die großen Unbilden, die mich in Um-

gebung und Persönlichkeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts überfielen, [besonders der Tod des Sohnes] meine Bezüge gegen die Außenwelt gar sehr verändern mußten, werden Sie denken. Wenn ich auch innerlich gleich blieb, so war es doch eine schwere Aufgabe, in Bezügen zu wirken, die ich längst Andern übertragen hatte. Aus der Stellung des Großvaters zum Hausvater, aus dem Herrn zum Verwalter überzugehen, war eine bedeutende Forderung. Sie ist gelöst, und wenn ich sage, daß Tochter und Enkel sich so betragen, daß man sich über ihre Fügsamkeit, Zucht und Anmut, über alles unabsichtliche Zuvorkommen und harmonisches Übereinsein nicht genug erfreuen kann, so ist noch nicht alles gesagt. Wollte man dieses Behaben und Behagen nach der Wirklichkeit schildern, so würde es zwischen die Idylle und das Märchen hineinfallen.

Die letzte Seite bin ich nun veranlaßt, in Ernst und Scherz mit etwas Wunderlichem zu schließen.

Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren; dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deswegen sucht er oder macht sich Proselyten.

Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab ich treulich durchgeführt, und von Erschaffung der Welt an keine Konfession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte Hypsistarier [„Anbeter des Höchsten", in Kappa-

dozien im 4. Jahrhundert n. Chr.], welche, zwiſchen Heiden, Juden und Chriſten geklemmt, ſich erklärten: das Beſte, Vollkommenſte, was zu ihrer Kenntnis käme, zu ſchätzen, zu bewundern, zu verehren, und inſofern es alſo mit der Gottheit im nahen Verhältnis ſtehen müſſe, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypſiſtarier zu qualifizieren. Das iſt aber keine kleine Bemühung: denn wie kommt man in der Beſchränkung ſeiner Individualität wohl dahin, das Vortrefflichſte gewahr zu werden?

In der Freundſchaft wenigſtens wollen wir uns nicht übertreffen laſſen!

Den Kreis von jüngeren Schriftſtellern, Gelehrten und Künſtlern, die in Goethe ihr geiſtiges Haupt ſahen, vermag man mit Entſchiedenheit weder groß noch klein zu nennen. Viele zollten ihm Ehre, Viele waren von ihm beeinflußt, aber nur ganz Wenige nutzten die Gelegenheit aus, perſönliche Schüler des großen Zeitgenoſſen zu werden. Einige hielt Schüchternheit zurück — Goethe galt für ſteif und ſtolz, war es aber gegen keinen kernhaften Mann — die meiſten glaubten ſich ſelbſt nach Jugendart eben doch noch klüger als den alten Meiſter. So dienten ihm nur drei jüngere Gelehrte als Famuli: Heinrich Voß, Riemer und Eckermann; als auswärtige Schüler ſind neben Boiſſerée faſt nur Schubarth, Zauper und Schöpke zu nennen; unter den Schauſpielern nannte Goethe nur Pius Alexander Wolff, der auch als Dichter der „Prezioſa" bekannt wurde, als ſeinen Schüler,

der viel von ihm gelernt habe. Als dessen Mutter sich sorgte, weil ihr Sohn den damals noch wenig geachteten Schauspielerberuf ergreifen wollte, schrieb ihr Goethe folgendes zum Trost.

An Sabina Wolff, geb. Schropp.

Weimar, den 1. September 1803.

Madame! Es hat sich vor einiger Zeit ein junger Mann bei mir gemeldet und den Wunsch geäußert, auf unserm Theater angestellt zu sein. Bei einer genauen Prüfung fand ich, daß er nicht ohne Anlage sei, und als ich mich näher nach seinen Lebens- und Familienumständen erkundigte, erfuhr ich dieselben besonders durch Ihren mütterlichen Brief vom 12. August, wodurch ich bewogen werde, gegenwärtiges an Sie zu erlassen.

Der Schauspieler befindet sich bei uns keineswegs in der Lage, wie etwa noch in Oberdeutschland. Er ist, solange er sich zu dieser Kunst bekennt, weder von guter Gesellschaft, noch andern wünschenswerten Verhältnissen ausgeschlossen; sowie er auch, wenn er sie verläßt, wohl Gelegenheit findet, irgend eine bürgerliche Stelle zu bekleiden. Es kommt alles darauf an, was er leistet, wie er sich beträgt und ob er sich beim Publikum Neigung und Achtung zu erwerben weiß.

In solchen und andern Rücksichten habe ich nach wiederholtem Gespräch und vielfacher Überlegung Herrn Wolff nicht abraten können, die Bühne zu betreten. Wird er sich einige Jahre durch Fleiß,

Betragen und Wirtschaftlichkeit auszeichnen, so ist voraus zu sehen, daß er, unter Begünstigung glücklicher Umstände, seiner Natur gemäß, ein zufriedenes Leben führen werde.

Stille sowohl als brausende Leidenschaften, welche dem Menschen die Tage verbittern, sind in allen Ständen rege, wie Sie selbst in Ihrer Familie erfahren. Aber glücklicherweise kann man sich auch in jedem Stande sittlich bearbeiten und bilden.

Gönnen Sie Ihrem Sohn fortan Ihre mütterliche Liebe und den Beistand, dessen er in der ersten Zeit noch bedarf, bis er sich durch sein gesteigertes Talent in eine bequemere Lage versetzen kann.

Ich wünsche, daß Sie sich durch diese Betrachtungen beruhigt fühlen, um so mehr, als ich versichern kann, daß es nur von dem Betragen des jungen Mannes abhängen wird, bei uns in gutem Verhältnis zu stehen und zu bleiben.

Der oben erwähnte Karl Ernst Schubarth schrieb schon als Breslauer Student eine Schrift „Zur Beurteilung Goethes"; er wandte sich zugleich brieflich nach Weimar.

An Schubarth.

Jena, den 2. April 1818.

Ihr Büchlein, mein Wertester, das Sie mir anmelden, ist noch nicht zu mir gekommen; Freunde jedoch sprachen günstig davon, ohne mich im besondern aufzuklären. Da Sie nun in einer Art von

Sorge zu ſein ſcheinen, wie ich es aufnehmen könnte, ſo halte ich für Pflicht, Sie durchaus zu beruhigen.

Wenn man das Leben zugebracht hat, ſein Innerliches auszubilden, mit dem Wunſche, auch nach außen genießbar und nützlich zu werden, ſo kann uns nichts erfreulicher begegnen, als wenn wir vernehmen, daß Gleichzeitige, noch mehr aber daß Jüngere ſich mit unſern bekannt gewordenen Arbeiten dem Werden nach beſchäftigen. Denn indem ſie dieſes tun, ſo ſprechen ſie aus: daß ſie nicht nur dasjenige, was einer Jugend gemäß iſt, ſich aus dem Vorliegenden heraus nehmen würden, welches bequem wäre, auch gewöhnlich geſchieht und allenfalls gelten kann, ſondern daß ſie gern erführen, wie es denn eigentlich um ihren Vorgänger geſtanden und wie ſolcher, bei entſchiedenen, von der Natur aufgedrungenen Anlagen, erſt dem Genius indulgiert, durch's Ungeſchick ſich durchgehalten, dann dem Geſchick nachgeholfen und auf der wilden Woge des Lebens doch noch, ohne gerade zu ſtranden, ſich in irgend eine heilſame Bucht geworfen.

Hat dieſes der junge Freund im Auge, ſo bereitet er ſich ſelbſt die wünſchenswerteſte Bildung: denn ob wir eine einzelne Tätigkeit, die ſich mit der Welt mißt, unter der Form eines Ulyß, eines Robinſon Cruſoe auffaſſen oder etwas Ähnliches an unſern Zeitgenoſſen im Laufe ſittlicher, bürgerlicher, äſthetiſcher,

literariſcher Ereigniſſe wahrnehmen, iſt ganz gleich. Alles was geſchieht, iſt Symbol, und, indem es vollkommen ſich ſelbſt darſtellt, deutet es auf das übrige. In dieſer Betrachtung ſcheint mir die höchſte Anmaßung und die höchſte Beſcheidenheit zu liegen. Dieſe Forderung haben wir mit dem Oberſten und dem Geringſten gemein.

Um nun von dieſen überſchwenglichen, abſtruſen Betrachtungen auf das Nächſte zurückzukehren, will ich gern bekennen, daß ich von Perſonen, denen es gefiel, freundlich über mich zu reflektieren, manches gelernt und ſie deshalb verehrt und bewundert habe. So hat mich Delbrück [ein Berliner Gymnaſiallehrer] aufmerkſam gemacht, daß meine kleinen, wenigen Gedichte an Lida [Frau v. Stein] die zarteſten unter allen ſeien. Das hatte ich nie gedacht, noch viel weniger gewußt, und es iſt wahr! Es macht mir jetzt Vergnügen, es zu denken und anzuerkennen. Und ich beeile mich, Ihnen dies zu ſagen, noch ehe Ihre Blätter zu mir kommen.

An Schubarth.

Jena, den 9. Juni 1820.

Ihre liebe Sendung vom 10. Mai begrüßte mich bei meiner Rückkehr aus Karlsbad zu Anfang Juni; da ich nun ſeit dieſer Zeit her mich wieder eingerichtet, die Lücke meiner Abweſenheit hergeſtellt, Öffentliches und Eigenes zu beleben geſucht, ſo habe

ich seit mehreren Abenden und Nächten mich Ihrem freundlich gesinnten Werk überlassen.

Ich danke Ihnen gegenwärtig nur mit wenigen Worten. Manchmal war ich aufgeregt, bei einzelnen Stellen meinen motivierten Beifall aufzuschreiben, allein das führt zu weit, und mancher Brief ist bei mir liegen geblieben, weil ich zu weit ausgeholt hatte. Nehmen Sie also meine Beistimmung im ganzen freundlich auf, denn nicht allein koinzidiert das meiste mit meiner eigensten Vorstellung, sondern auch da, wo Sie an mir auszusetzen haben, wo Sie mir widersprechen, würde sich mit wenigen Worten eine Gleichförmigkeit herstellen.

Wieviel Dank ich Ihrer Bemühung schuldig bin, werden Sie selbst immer mehr ermessen, je mehr Ihnen bei Ihrer Neigung zu mir nach und nach im letzten Detail deutlich wird, wie ich mein Leben aufgeben mußte, um zu sein, wo ich den Augenblick aufgeben mußte, um nach Jahren des Guten zu genießen, was der Mensch so gern täglich von Hand zu Mund nehmen möchte: der Zustimmung mein ich, des Beifalls.

Lassen Sie sich nicht entgehen, daß Mitlebende von den verschiedensten Richtungen, unter sich Todfeinde, darin konspirierten, meine lebendige Wirkung im Augenblicke zu lähmen. Ich habe dabei nichts verloren, und meine jüngeren und kräftigen Freunde auch nichts; ich ward, in mich zurückgedrängt, immer intensiver, und so hab ich mich bis

auf den heutigen Tag gewöhnt, nur fortzuarbeiten, unbesorgt, wie und wo das wirken könne.

An Schubarth.

Weimar, den 7. November 1821.

Zuvörderst will ich meinen Segen zu einer schleunigen Verehelichung geben, sobald Ihre Hütte einigermaßen gegründet und gedeckt ist. Alles, was Sie darüber sagen, unterschreibe Wort für Wort, denn ich darf wohl aussprechen, daß jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, körperlich oder ökonomisch, immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend, und doch zugleich mit uns selbst, mit Andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben, die Notwendigkeit empfinden.

An Schubarth.

Weimar, den 10. Mai 1829.

Sie sind, mein Wertester, beschäftigt, sich in dem weiten Kreise, der dem menschlichen Geist eröffnet ist, neben aller Philosophie zu ergehen, und hie oder dort, wo es Ihnen gefallen möchte, sich anzusiedeln. Da ich auch kein anderes Bestreben kenne, als mich selbst nach meiner Weise soviel als möglich auszubilden, damit ich an dem Unendlichen, in

das wir gesetzt sind, immer reiner und froher Anteil nehmen möge, so kann ich nicht anders als den Weg billigen, den Sie auf gleiche Weise eingeschlagen haben.

Da muß ich jedoch bekennen, daß die polemischen Richtungen bei mir immer schwächer werden und sich nach der inneren Einheit zusammenziehen; denn die Gegenstellungen sind immer dergestalt unvermeidlich, daß wenn man den Menschen ganz genau in zwei Hälften spaltete, die rechte Seite sogleich mit der linken in Streit geraten würde. In eben dem Sinne tadle ich jedoch die Jugend nicht, wenn sie den Gegensatz, den sie in sich gegen Andersdenkende empfindet, polemisch ausspricht, sich von dem Widerwärtigen trennt und sich in der Teilnahme Gleichgesinnter höchlich erfreut.

Hierbei das früher Übersendete, worüber ich kein Urteil habe, indem sich meine Gedanken in diesen Regionen nicht mehr umsehen. Gelinge Ihnen alles, was Sie zu eignem und Anderer Nutzen und Frommen treugesinnt unternehmen!

Joseph Stanislaus Zauper war Schulmann wie Schubarth, und auch er schrieb über Goethe und ästhetische Theorien. Er war Professor, später Gymnasialdirektor in Pilsen.

An Zauper.

Eger, den 7. September 1821.

Auch nach persönlicher Bekanntschaft Ihre Neigung,

mein Werteſter, unverändert zu ſehen, freut mich von Herzen. Laſſen Sie mich zu ſchneller Kommunikation auf Ihre Aphorismen aphoriſtiſch antworten!

Was Sie Liebes und Gutes zu meinen Gunſten ſagen, erkenne dankbar nnd bemerke, daß Sie mir durch Ihre Entwickelungen den beſonderen Vorteil verſchaffen, meine eigenen, vielfachen Arbeiten in einem abgeſpiegelten Zuſammenhange zu ſehen: denn ich habe ſie noch niemals der Reihe nach betrachten können; daher ſind ſie mir in einer Folge nicht gegenwärtig.

Zuvörderſt aber ſollen Sie gelobt ſein, daß Sie des Dichters ſittliche Tendenz und Verfahrungsweiſe ſo gut in's Licht ſetzen. Das Publikum lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der Tat, das Gefährliche der Geſinnung an den Folgen nachzuweiſen trachtet. Doch dieſes zu gewahren, wird eine höhere Kultur erfordert, als ſie gewöhnlich zu erwarten ſteht. Wer nicht ſeinen eigenen Beichtvater macht, kann dieſe Bußpredigt nicht vernehmen.

„Wahlverwandtſchaften." Der ſehr einfache Text dieſes weitläufigen Büchleins ſind die Worte Chriſti: Wer ein Weib anſieht, ihrer zu begehren ꝛc. Ich weiß nicht, ob irgend jemand ſie in dieſer Paraphraſe wieder erkannt hat. Dem eigentlichen Sinne des Dichters gemäß war folgende Erfahrung. Eine ſehr ſchöne, liebenswürdige, junge Frau geſtand ihm: ſie habe die „Wahlverwandtſchaften" geleſen

und nicht verstanden; sie habe sie nicht wieder gelesen und verstehe sie jetzt. Mehr sagte sie nicht; aber wahrscheinlich hatte sie der innere Beichtvater bei ähnlichen überraschenden Regungen auf jene Erfahrungen und Folgen hingewiesen und heilsame Warnungen angedeutet.

Daß Sie Ihre Ungeduld beim Wiederlesen der „Wanderjahre" gezügelt haben, freut mich sehr. Zusammenhang, Ziel und Zweck liegt innerhalb des Büchleins selbst; ist es nicht aus einem Stück, so ist es doch aus einem Sinn, und dies war eben die Aufgabe, mehrere fremdartige äußere Ereignisse dem Gefühle als übereinstimmend entgegen zu bringen. Der zweite Teil wird nicht mehr befriedigen als der erste, doch hoffe ich demjenigen Leser, der diesen wohl gefaßt hat, genug zu tun.

Wegen „Cellini" und „Rameau" sage gleichfalls Dank; ich habe diese beiden seltsamen Figuren herübergeführt, damit man das Fremdeste im vaterländischen Kreis gewahr werde. Liest man dergleichen Darstellungen im Original, so sehen sie ganz anders aus und nötigen uns, um sie nur einigermaßen zu genießen und zu nützen, in ganz fremde Kreise; bei Übersetzungen aber sind wir gefördert wie auf einer Handelsmesse, wo uns der Entfernteste seine Ware herbeibringt. In beiden Fällen habe dem Bedürfnis nachzuhelfen gesucht . . .

Und so wünsche auch nicht, daß Sie von den neuesten Theatererscheinungen nur beiläufig sprechen;

es lohnt gewiß der Mühe, wenn auch das Resultat nicht ganz erfreulich sein sollte, die letzten Intentionen Schillers in den Fragmenten seines „Demetrius" zu erforschen; sodann aber zu untersuchen, was unmittelbar nach seinem Hintritt Werner, Müllner, Grillparzer, Raupach, Houwald unternommen und geleistet. Ihnen würde ich vorzüglich dieses Studium empfehlen und eine Ausarbeitung gerne sehen, da ich diese Produktionen wenig kenne, und insofern ich sie kenne, dagegen nicht gerecht sein kann. Ihre ruhige, reine Ansicht wäre mir daher sehr willkommen, und die Arbeit für Sie ein bedeutender Gewinn, weil die Gleichzeitigen hier bereits in einer Filiation zu beobachten sind.

Sie wollen, der Autor solle nicht persönlich rügen, wenn etwas gegen sein Werk geschieht. Bei ästhetischen Produktionen gebe ich es zu und habe es meist so gehalten. Man verlangt von ihnen keinen augenblicklichen Nutzen und kann ruhig zusehen, wie sie sich selbst Weg machen und wirken: früh oder spät. Bei wissenschaftlichen Dingen ist es ein anderes. Die Wissenschaft erhält ihren Wert, indem sie nützt, die Menschen lehrt, wie man lange verborgene, verkannte, ans Licht gezogene, neuentdeckte Vorteile zu unübersehbarem Gebrauch anwenden könne. Das falsche Wissen dagegen hindert die Anwendung, ja verkehrt sie; dawider soll und muß man sich erklären.

Alles Gute, Schöne, Liebe mit Ihnen!

An Zauper.

Weimar, den 2. Februar 1823.

Daß Sie mir von den Unbilden Ihrer literariſchen Prüfungszeit Nachricht geben, iſt ſehr ſchön, denn ich habe dadurch Gelegenheit, Ihnen einiges zu ſagen und Sie auf gar manches dergleichen, das Sie in den nächſten Jahren erwartet, vorzubereiten.

Halten Sie feſt an dem, was Sie Ihrer Natur gemäß fühlen, und da hier vom äſthetiſchen Sinne die Rede iſt, prüfen Sie ſich immerfort am diamantenen Schild der Griechen, in welchem Sie Ihre Tugenden und Mängel jederzeit am klarſten erblicken können.

Horchen Sie auf die Mitlebenden nur, um ſie kennen zu lernen, um gewahr zu werden, was ſich Ihnen nähert, was ſich von Ihnen entfernt, was Sie fördert oder hindert.

Mich betreffend bleiben Sie ganz ruhig; ich weiß ſo wenig, was für und gegen mich geſchieht, als ich, mitten in Deutſchland, von den Stürmen der Nord- und Oſtſee, oder auch des Mittel- und Adriatiſchen Meeres etwas gewahr werde; ich ſuche die vielen Vorarbeiten, die ich zu eigenem Gebrauch ſeit Jahren gehäuft, auch noch, inſofern es möglich iſt, für andere nützlich und erfreulich zu machen und dabei ſolche Einrichtung zu treffen, daß ſo wenig als möglich verloren gehe, wenn ich früher oder ſpäter abgerufen werde.

Überhaupt kann ich wohl ſagen, daß ich von

allem dem, was seit fünfzig Jahren gegen mich gewirkt wird, großen Nutzen gezogen; denn ich lernte dadurch meine Nation kennen, und dies ist auch jetzt der Fall, insofern etwas von meinen neuen Widersachern in meine Zelle gelangt, die einsamer ist als die Ihrige; denn ich lerne ja daran die Zeitgesinnung am besten einsehen, die ich an dem, was ich auf die Zeit wirken wollte, und gewirkt habe, am besten prüfen kann.

Zauper war Mönch; auch Adalbert Schöpke war katholischer Theologe; er näherte sich Goethe als Komponist seiner Lieder.

An Schöpke.

Jena, den 16. Februar 1818.

Auf Ihre freundliche Sendung halte ich mich verpflichtet zu erwidern: daß die mir mitgeteilten Kompositionen sowohl hier als in Berlin, wohin ich sie an Freunde und Kenner gesendet, gute Aufnahme gefunden, deshalb ich Sie denn wohl ermuntern darf, auf dem Wege, den Sie erwählt und den Ihnen die Natur anweist, treulich zu verharren.

Die Fragen, die Sie mir vorlegen, lassen sich vielleicht gar nicht beantworten, obschon im Gespräch Andeutungen zu geben wären, die dem praktischen Künstler Vorteil brächten.

Auf Ihre Frage zum Beispiel: was der Musiker

malen dürfe? wage ich mit einem Paradox zu antworten: nichts und alles! Nichts, wie er es durch die äußeren Sinne empfängt, darf er nachahmen; aber alles darf er darstellen, was er bei diesen äußern Sinneseinwirkungen empfindet. Den Donner in Musik nachzuahmen, ist keine Kunst; aber der Musiker, der das Gefühl in mir erregt, als wenn ich donnern hörte, würde sehr schätzbar sein. So haben wir im Gegensatz für vollkommene Ruhe, für Schweigen, ja für Negation entschiedenen Ausdruck in der Musik, wovon mir vollkommene Beispiele zur Hand sind. Ich wiederhole: das Innere in Stimmung zu setzen, ohne die gemeinen äußern Mittel zu brauchen, ist der Musik großes und edles Vorrecht.

Empfehlen Sie mich in Ihrem ehrwürdigen Kreise, und [lassen mich] wenn ich dies Jahr nach Teplitz kommen sollte, einer freundlichen Aufnahme genießen.

Sehr große Freude hatte Goethe an der Anerkennung, die ihm ein junger Schotte, Thomas Carlyle, zollte, denn er erkannte in diesem sogleich die innere Größe, die später aller Welt offenbar wurde, und sodann bedeutete seine Würdigung der deutschen Literatur wieder einen Fortschritt zur Weltliteratur, die Goethe ersehnte.

An Carlyle.

Weimar, den 20. Juli 1827.

Lassen Sie mich vorerst, mein Teuerster, von Ihrer Biographie Schillers das Beste sagen: sie ist

merkwürdig, indem ſie ein genaues Studium der Vorfälle ſeines Lebens beweiſt, ſowie denn auch das Studium ſeiner Werke und eine innige Teilnahme an denſelben daraus hervorgeht. Bewundernswürdig iſt es, wie Sie ſich auf dieſe Weiſe eine genügende Einſicht in den Charakter und das hohe Verdienſtliche dieſes Mannes verſchafft, ſo klar und ſo gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten geweſen.

Hier bewahrheitet ſich jedoch ein altes Wort: „Der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntnis.“ Denn gerade daß der Schottländer den deutſchen Mann mit Wohlgefallen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er deſſen treffliche Eigenſchaften am ſicherſten gewahr; dadurch erhebt er ſich zu einer Klarheit, zu der ſogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menſchen gar leicht irre: das Beſondere der Perſon ſtört ſie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte und hindert das Kennen und Anerkennen eines ſolches Mannes.

Dieſer aber war von ſo außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten und ſie durch individuelle Schickſale und Leiſtungen durchführen konnte und ſein Tagewerk dergeſtalt vollbracht ſah.

Sei mir nun erlaubt, allgemeine Betrachtungen hinzuzufügen, welche ich längſt bei mir im ſtillen hege

und die mir bei den vorliegenden Arbeiten abermals frisch aufgeregt worden:

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das Allgemein-Menschliche gerichtet. In jedem Besonderen, es sei nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehn.

Da nun auch im praktischen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles Irdisch-Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte, sich durchschlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch, daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dies ist es, was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.

Verzeihen Sie mir, mein Wertester, diese vielleicht nicht ganz zusammenhängenden, noch alsbald zu

überschauenden Äußerungen; sie sind geschöpft aus dem Ozean der Betrachtungen, der um einen jeden Denkenden mit den Jahren immer mehr anschwillt. Lassen Sie mich noch einiges hinzufügen, welches ich bei einer andern Gelegenheit niederschrieb, das sich jedoch hauptsächlich auf Ihr Geschäft unmittelbar beziehen läßt:

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei.

Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten; er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn, was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eins der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen.

Der Koran sagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner eignen Sprache." So

iſt jeder Überſetzer ein Prophet ſeinem Volke. Luthers Bibelüberſetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn ſchon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was iſt denn das ganze ungeheure Geſchäft der Bibelgeſellſchaft, als das Evangelium einem jeden Volke in ſeiner eignen Sprache zu verkündigen?

Hier laſſen Sie mich ſchließen, wo man in's Unendliche fortfahren könnte, und erfreuen Sie mich bald mit einiger Erwiderung, wodurch ich Nachricht erhalte, daß gegenwärtige Sendung zu Ihnen gekommen iſt.

Zum Schluſſe laſſen Sie mich denn auch Ihre liebe Gattin begrüßen, für die ich einige Kleinigkeiten als Erwiderung ihrer anmutigen Gabe beizulegen mir die Freude mache. Möge Ihnen ein glückliches Zuſammenleben viele Jahre beſchert ſein!

Nach allem dieſen finde ich mich doch noch angeregt, einiges hinzuzufügen: Möge Herr Carlyle alles Obige freundlich aufnehmen und durch anhaltende Betrachtung in ein Geſpräch verwandeln, damit es ihm zu Mute werde, als wenn wir perſönlich einander gegenüber ſtänden.

Hab ich ihm ſogar noch für die Bemühung zu danken, die er an meine Arbeiten gewendet hat, für den guten und wohlwollenden Sinn, mit dem er von meiner Perſönlichkeit und meinen Lebensereigniſſen zu ſprechen geneigt war. In dieſer Über-

zeugung darf ich mich denn auch zum voraus freuen, daß künftighin, wenn noch mehrere von meinen Arbeiten ihm bekannt werden, besonders auch, wenn meine Korrespondenz mit Schillern erscheinen wird, er weder von diesem Freunde, noch von mir seine Meinung ändern, sondern sie vielmehr durch manches Besondere noch mehr bestätigt finden wird.

An Carlyle.

Weimar, den 14. März 1828.

Über das Prinzip, woraus die Sittlichkeit abzuleiten sei, hat man sich nie vollkommen vereinigen können. Einige haben den Eigennutz als Triebfeder aller sittlichen Handlungen angenommen; andere wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückseligkeit als einzig wirksam finden; wieder andere setzten das apodiktische Pflichtgefühl obenan, und keine dieser Voraussetzungen konnte allgemein anerkannt werden. Man mußte es zuletzt am geratensten finden, aus dem ganzen Komplex der gesunden menschlichen Natur das Sittliche, sowie das Schöne, zu entwickeln.

In Deutschland hatten wir schon vor sechzig Jahren das Beispiel eines glücklichen Gelingens der Art. Unser Gellert, welcher keine Ansprüche machte, ein Philosoph von Fach zu sein, aber als ein grundguter, sittlicher und verständiger Mann durchaus anerkannt werden mußte, las in Leipzig unter dem größten Zulauf eine höchst reine, ruhige, verständige

und verständliche Sittenlehre mit großem Beifall und mit dem besten Erfolg; sie war den Bedürfnissen seiner Zeit gemäß und wurde erst spät durch den Druck bekannt.

Die Meinungen eines Philosophen greifen sehr oft nicht in die Zeit ein, aber ein verständiger wohlwollender Mann, frei von vorgefaßten Begriffen, umsichtig auf das, was eben seiner Zeit not tut, wird von seinen Gefühlen, Erfahrungen und Kenntnissen gerade dasjenige mitteilen, was in der Epoche, wo er auftritt, die Jugend sicher und folgerecht in das geschäftige und tatfordernde Leben hineinführt.

An Carlyle.

Weimar, den 15. Juni 1828.

Die Übersetzung des „Wallensteins" [von George Moir] hat auf mich einen ganz eignen Eindruck gemacht. Da ich die ganze Zeit, als Schiller daran arbeitete, ihm nicht von der Seite kam, zuletzt, mit dem Stück völlig bekannt, solches vereint mit ihm auf das Theater brachte, allen Proben beiwohnte und dadurch mehr Qual und Pein erlebte als billig, die nachfolgenden Vorstellungen nicht versäumen durfte, um die schwierige Darstellung immer höher zu steigern: so läßt sich's denken, daß dieses herrliche Stück mir zuletzt trivial, ja widerlich werden mußte; auch hab ich es in zwanzig Jahren nicht gesehen und nicht gelesen. Nun aber da ich es unerwartet in Shakespeares Sprache wieder gewahr

werde, so tritt es auf einmal wie ein frisch gefirnißtes Bild in allen seinen Teilen wieder vor mich, und ich ergötze mich daran wie vor alters, und noch dazu auf eine ganz eigene Weise. Sagen Sie das dem Übersetzer grüßend, nicht weniger auch, daß die Vorrede, die eben auch in dem rein teilnehmenden Sinn geschrieben ist, mir wohlgetan habe. Nennen Sie mir ihn auch, damit aus dem Chor der Philo-Germanen er als eine einzelne Person hervortrete.

Einer der edelsten Zeitgenossen Goethes war Wilhelm v. Humboldt. Er trat Schillern näher als Goethen, doch auch mit diesem unterhielt er sich mündlich und schriftlich nicht selten; über „Hermann und Dorothea" schrieb er ein ganzes Buch. Er war der Freundschaft Goethes namentlich dadurch wert, daß er auf seine eigene Bildung den größten Wert legte, für sie keine Opfer und Mühen scheute.

Von den folgenden zwei Briefen zeigt der erste Goethe in der Mitte seiner Lebensarbeit, zugleich in der Mitte der „Weimarischen Kunstfreunde".

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena, den 26. Mai 1799.

Ihr lehrreicher Brief, den ich vor einiger Zeit erhalten, forderte mich anhaltend zu einer Antwort auf. Ein anderer an Schillern erinnert mich meiner Schuld, und ich eile, Ihnen zu schreiben, ehe Sie sich weiter von uns entfernen.

Ich lobe sehr Ihren Entschluß, nach Spanien zu gehen; denn wer einmal fremde Literaturen genießen,

sich von der bewohnten Welt einen Begriff machen, über Nationen, ihren Ursprung und ihre Verhältnisse denken will, der tut wohl, manche Länder zu bereisen, um sich ein Anschauen zu verschaffen, das durch keine Lektur erregt werden kann.

Ich weiß es sehr gut an mir selbst, mit welcher unterschiednen Einsicht ich einen italienischen Schriftsteller oder einen englischen lese. Der erste spricht zu mir gleichsam durch alle Sinne und gibt mir ein mehr oder weniger vollständiges Bild; der letzte bleibt immer der Gewalt der Einbildungskraft mehr ausgesetzt, und ich bin nie ganz gewiß, ob ich das Gehörige dabei denke und empfinde. So hat mir auch mein Aufenhalt zu Neapel und meine Reise durch Sizilien eine gewisse nähere Anmutung zu dem ganzen griechischen Wesen verschafft, sowie mein Aufenthalt in Rom zu dem lateinischen. Wenigstens kommt mir vor, daß ich seit der Zeit die Alten besser einsehe.

Von Frankreich sowohl als von Spanien hoffe ich durch Sie dereinst die großen Lücken, die sich in meiner Kenntnis dieser Länder befinden, ausgefüllt zu sehen. Denn was man durch einen gleichgesinnten Freund erfährt, ist nahezu, als wenn man es selbst erfahren hätte.

Diesen Winter habe ich zwar nicht leidend, jedoch nicht zum besten zugebracht. Indessen haben wir Schillers Wallensteinischen Zyklus auf die Bühne eingeführt und dabei manche Mühe und manchen

Genuß gehabt. Doch hat das eigentliche Unangenehme und Unbequeme der Vorbereitung Schiller selbst mir abgenommen. Er hat sich in Absicht auf Gesundheit und Stimmung bei dieser Tätigkeit sehr wacker gehalten und durch diesen neuen und von allen Seiten schweren Versuch gar viel gewonnen.

Man hat auch bei diesem Unternehmen gesehen, daß man eigentlich alles wagen kann, sobald man mit Genie, Geist und Überlegung wirkt. Das erste Stück, „Wallensteins Lager", hat die Menschen nicht allein sogleich mit dem Reim ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfnis erweckt und durch seine Lebhaftigkeit eine gute Sensation gemacht. Das zweite, „Die Piccolomini", hat den Beifall Aller erhalten, welche es ganz hören konnten oder mochten; diejenigen aber, denen es entweder an dem Grade der nötigen Aufmerksamkeit gebrach oder die durch äußere Umstände teilweise zerstreut oder gehindert waren, oder wer sonst etwa nicht den besten Willen hatte, beschwerte sich über die Länge und den Mangel an Handlung; Alle aber mußten der einzelnen Ausführung und dem reichen Gehalte des Stücks Gerechtigkeit wiederfahren lassen. „Wallenstein" zuletzt hat alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern wie eine Wunderblume unversehens hervorstieg und alle Erwartungen übertraf. Ich freue mich in Ihre Seele zum voraus auf die Stunden, in denen auch Sie dieses Genusses teilhaftig werden.

Ihre Arbeit über meinen „Hermann und Dorothea", für die ich Ihnen nochmals danke, habe ich nun in schönem Drucke vor mir und nehme die einzelnen Kapitel nach und nach wieder vor. Inwiefern ich davon profitiere und in meinen Arbeiten vorschreite, sollen Sie selbst beurteilen, wenn Sie dereinst zurückkommen und eine größere epische Arbeit [„Achilleis"], wo nicht vollendet, doch im Gange finden, von der ich gegenwärtig nicht einmal den Stoff anzuzeigen wage, damit nicht Ihre freundschaftliche Sorge rege werde: ob ich mir nicht etwa gar ikarische Flügel zubereite.

Gar erfreulich ist mir, daß wir uns bisher auch durch die „Propyläen" mit Ihnen unterhalten konnten.

Es ist freilich gewissermaßen eine traurige Arbeit, da wir sonst Hoffnung hatten, diese Stoffe, von denen meist die Rede ist, in Gegenwart der Kunstwerke selbst auszuführen und dadurch der Behandlung noch mehr Leben, Wahrheit und inneren Zusammenhang zu geben. Doch was uns am Objekt abgehen mag, gewinnen wir reichlich durch Schillers Mitarbeit. Wir drei [Schiller, Goethe, Meyer] haben uns nun so zusammen und ineinander gesprochen, daß bei den verschiedensten Richtungen unserer Naturen keine Diskrepanz mehr möglich ist, sondern eine gemeinschaftliche Arbeit nur um desto mannigfaltiger werden kann. Wir haben seit einiger Zeit angefangen, Pläne und Entwürfe zusammen

zu machen, welches den großen Vorteil gewährt, daß nicht etwa bei einem vollendeten Werk Erinnerungen vorkommen, die man entweder nur mit beſchwerlichen Abänderungen nutzen kann oder die man wohl gar wider ſeinen Willen ungenutzt liegen laſſen muß. Wenn das vierte Stück der „Propyläen“ Sie noch in Paris antrifft, ſo wird eine Art von kleinem Roman in Briefen, unter dem Titel „der Sammler und die Seinigen“, der auf dieſe Weiſe entſtanden iſt, Ihnen gewiß einiges Vergnügen machen, um ſo mehr, da Sie die Individuen kennen, von denen ſich dieſes wunderliche Werkchen herſchreibt.

Es iſt nun auch eine Abhandlung auf dem Wege, über den Dilettantismus in allen Künſten, verſteht ſich: den praktiſchen. Es ſoll darin dargeſtellt werden: ſein Nutzen und Schaden für's Subjekt ſowohl als für die Kunſt und für das Allgemeine der Geſellſchaft. Die Geſchichte desſelben, ſowohl in Deutſchland wie im Ausland, wollen wir nicht übergehen. Sie ſehen wohl, daß dieſes auch nur eine Skizze werden kann, die Sie dereinſt mit auszuführen eingeladen ſind. Haben Sie doch die Güte, mir etwas von dem praktiſchen Dilettantism in Spanien, von welcher Kunſt es auch ſei, zu melden. Vielleicht ſchreiben Sie mir bald etwas über die Franzoſen und wohin ſich bei dieſen die Neigung und Tätigkeit der Liebhaber richtet.

Überhaupt war ich ſchon in Verſuchung, von einigen Stellen Ihrer Briefe in den „Propyläen“

Gebrauch zu machen, sowohl derer an mich, als an Schillern, indem so manche Übersicht und Schilderung sich darin befindet, die man dem größern Zirkel mitteilen möchte.

Wenn Sie mir künftig schreiben, so haben Sie doch immer die Güte mir etwas von Ihrem Herrn Bruder [Alexander, der auf fünf Jahre nach Amerika reiste] zu melden, dem ich die glücklichste Reise wünsche und dem ich mich gelegentlich bestens zu empfehlen bitte. Bei seinem Genie, seinem Talent, seiner Tätigkeit, ist der Vorteil seiner Reise für die Wissenschaften ganz inkalkulabel. Ja man kann behaupten, daß er über die Schätze, deren Gewinnst ihm bevorsteht, künftig dereinst selbst erstaunen wird. Wäre es möglich, von Zeit zu Zeit etwas von seinen Entdeckungen zu erfahren, so würde es uns sehr erfreuen und fördern und unsere Hoffnung nähren, seine Rückkunft dereinst zu erleben.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und, ehe Sie Frankreich verlassen, so schreiben Sie mir nur ein Wort, damit wir Sie im Geiste aufsuchen können!

An Wilhelm v. Humboldt.

Weimar, den 17. März 1832.

Nach einer langen, unwillkürlichen Pause beginne ich folgendermaßen, und doch nur aus dem Stegreif. Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen

gleichfalls, ſie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Tun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von ſelbſt wirkt und die nötigen Anlagen unbewußt mit ſich führt, deswegen auch ſo geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in ſich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Menſch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunſt gibt, die ihm zur geregelten Steigerung ſeiner natürlichen Anlagen verhelfen, deſto glücklicher iſt er. Was er auch von außen empfangen, ſchadet ſeiner eingeborenen Individualität nichts. Das beſte Genie iſt das, welches alles in ſich aufnimmt, ſich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbeſtimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindeſten Eintrag tue, vielmehr ſolches noch erſt recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwiſchen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man ſich ein muſikaliſches Talent, das eine bedeutende Partitur aufſtellen ſoll: Bewußtſein und Bewußtloſigkeit werden ſich verhalten wie Zettel und Einſchlag, ein Gleichnis, das ich ſo gern brauche. Die Organe des Menſchen durch Übung, Lehre, Nachdenken, Mißlingen, Fördernis und Widerſtand und immer wieder Nachdenken verknüpfen ohne Bewußtſein in einer freien Tätigkeit das Erworbene

mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt. Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es sind über 60 Jahre, daß die Konzeption des „Faust" bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen und nur die mir gerade interessantesten Stellen durchgearbeitet, so daß im zweiten Teile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem übrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen tätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange tätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Ältere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir dann den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

Teilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit! Riemer ist, wie Sie wohl wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet, und unsere Abendgespräche führen oft auf die Grenzen dieses Faches. Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ungeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten

eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.

Ganz ohne Frage würd es mir unendliche Freude machen, meinen werten, durchaus dankbar anerkannten, weitverteilten Freunden auch bei Lebzeiten diese sehr ernsten Scherze [den Schluß des „Faust"] zu widmen, mitzuteilen und ihre Erwiderung zu vernehmen. Der Tag aber ist wirklich zu absurd und konfus, daß ich mich überzeuge, meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden. Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren [läuternd steigern], wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen.

Dies ist der letzte der vielen Tausend Briefe, die Goethe geschrieben oder diktiert hat. Am Tage der Absendung erkrankte er, am 22. März 1832 starb er. Oder, wie Riemer es ausdrückte: er hörte auf, sterblich zu sein.

Gute und billige Bücher

Unter den mancherlei billigen Sammlungen, die in den letzten Jahren zur Verbreitung guter Literatur geschaffen wurden, zeichnen sich die Bücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung – einer rein gemeinnützigen Organisation unter Ausschluß aller privaten Erwerbsinteressen – durch sorgfältige literarische Auswahl und ausgezeichnete Ausstattung aus: holzfreies Papier, schönen und großen Druck, abwaschbaren, geschmackvollen Einband (die einzelnen Bände der „Hausbücherei" in verschiedenen Farben). Diese Eigenschaften haben in Verbindung mit dem äußerst billigen Preise den beiden Sammlungen der Stiftung schnell große Verbreitung verschafft.

Bis Juni 1906 sind erschienen:

Hausbücherei

Bd. 1. Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Mit Bild Kleists. 7 Vollbilder von Ernst Liebermann. Einleitung von Dr. Ernst Schultze. *6.–10. Tausend.* 170 Seiten. Preis gebunden 90 Pfg.

Bd. 2. Goethe: Götz von Berlichingen. Mit Bild Goethes. Einleitung von Dr. Wilhelm Bode. 178 Seiten. Preis gebunden 80 Pfg.

Bd. 3. Deutsche Humoristen. *Erster Band:* Ausgewählte humoristische Erzählungen von Peter Rosegger, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter und Albert Roderich. *16.–20. Tausend.* 221 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 4. Deutsche Humoristen. *Zweiter Band:* Clemens Brentano, E. Th. A. Hoffmann, Heinrich Zschokke. *11.–15. Tausend.* 222 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 5. Deutsche Humoristen. *Dritter Band:* Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau. *11.–15. Tausend.* 196 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 6/7. Balladenbuch. *Erster Band:* Neuere Dichter. *6.–10. Tausend.* 495 Seiten. Preis gebunden 2 Mark.

Bd. 8. Hermann Kurz: Der Weihnachtsfund. Eine Volkserzählung. Mit Bild Kurz'. Einleitung von Prof. Sulger-Gebing. 209 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 9. Novellenbuch. *Erster Band:* C. F. Meyer, Ernst von Wildenbruch, Friedrich Spielhagen, Detlev von Liliencron. *11.–15. Tausend.* 194 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 10. Novellenbuch. *Zweiter Band* (Dorfgeschichten): Ernst Wichert, Heinrich Sohnrey, Wilhelm von Polenz, Rudolf Greinz. *6.–10. Tausend.* 199 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 11. Schiller: Philosophische Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Eugen Kühnemann. Mit Bild Schillers von Graff. 230 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 12 und 13. Schiller: Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Eugen Kühnemann. Mit Bildern Schillers nach der Büste von Dannecker und nach der Zeichnung von Schmidt. 2 Bände. 226 und 302 Seiten. Preis gebunden je 1 Mark.

Bd. 14. Novellenbuch. *Dritter Band* (Geschichten aus deutscher Vorzeit): Adolf Schmitthenner, J. J. David, Wilhelm Hauff. 246 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 15. Novellenbuch. *Vierter Band* (Seegeschichten): Joachim Nettelbeck, Wilhelm Hauff, Hans Hoffmann, Wilhelm Jensen, Wilhelm Poeck, Johannes Wilda. 179 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 16. Auswahl aus den Dichtungen Eduard Mörikes. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. J. Loewenberg-Hamburg. Mit Bild und Silhouette Mörikes. 235 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 17. Heine-Buch. Eine Auswahl aus Heinrich Heines Dichtungen. Herausgeg. u. eingeleitet von Otto Ernst-Hamburg. Mit Bild Heines. 203 S. Preis geb. 1 Mark.

Bd. 18. und 19. Goethe: Ausgewählte Briefe. Herausgeg. u. eingeleitet v. Dr. Wilhelm Bode-Weimar. Mit Bildern Goethes. 2 Bände. 169 u. 197 S. Preis geb. je 1 Mark.

Geschenkbände

mit prächtigem Einband sind von Band 6/7, 12/13 und Band 18/19 (in einem Band) hergestellt.

Band 6/7 (rot) Preis 4 Mark.
Band 12/13 (grün) Preis 4 Mark.
Band 18/19 (grau) Preis 4 Mark.

Volksbücher

Heft 1. 50 Gedichte von Goethe. Mit Bild Goethes. 95 Seiten. Preis geheftet 20 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 2. Schiller: Wilhelm Tell. Mit Bild Schillers. *11.–20. Tausend.* 190 Seiten. Preis geheftet 30 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 3. Schiller: Balladen. Mit Bild Schillers. *21.–30. Tausend.* 108 Seiten. Preis geheftet 20 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 4. Schiller: Wallensteins Lager. Die Piccolomini. Mit Bild Schillers. 215 Seiten. Preis geheftet 30 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 5. Schiller: Wallensteins Tod. 222 Seiten. Mit Bild Schillers. Preis geheftet 30 Pfg., gebunden 60 Pfg. *Heft 4 und 5 in einen Band gebunden 1.— Mark.*

Heft 6. Brentano: Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Mit Bild Brentanos. 59 Seiten. Preis geheftet 15 Pfg., gebunden 40 Pfg.

Heft 7. E. Th. A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. Mit Bild Hoffmanns. 113 Seiten. Preis geheftet 20 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 8. Fr. Halm: Die Marzipanliese. – Die Freundinnen. Mit Bild Halms. 124 Seiten. Preis geheftet 20 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 9. Reuter: Woans ick tau 'ne Fru kamm. Mit Bild Reuters. 61 Seiten. Preis geheftet 15 Pfg., gebunden 40 Pfg.

Heft 10. Max Eyth: Der blinde Passagier. Mit Bild Eyths. 68 Seiten. Preis geheftet 20 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Endlich hat die Stiftung gelegentlich der Schillerfeier des Jahres 1905 herausgegeben ein

Schillerbuch,

enthaltend Einleitung über Schillers Leben von Dr. O. E. Lessing, die Glocke, sämtliche Balladen, Wilhelm Tell. Mit Bild Schillers von A. Graff. 346 Seiten. *11.–20. Tausend.* Gebunden 1 Mark.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

LG
G599bBo
84933

Goethe, Johann Wolfgang von
Briefe in kleiner Auswahl;
hrsg. von Dr. Wilhelm Bode. Vol.2.

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED